SCIENCE FICTION
ACTION

Hal Clement

Unternehmen Tiefsee

BASTEI LÜBBE

SHOUT
SHARE
IT

Annotation

In den Tiefen der Meere entbrennt ein erbitterter Kampf um die Zukunft der Menschheit. Die Männer des Power Board jagen den Unbekannten, der die Energievorräte der Erde plündert.

- Hal Clement
- I
- II
- III
- IV
- V
- VI
- VII
- VIII
- IX
- X
- XI
- XII
- XIII
- XIV
- XV
- XVI
- XVII
- XVIII
- XIX
- XX
- XXI
- XXII
- XXIII
- XXIV
- XXV

Hal Clement
Unternehmen Tiefsee

I

Ich habe noch nie einen Psychiater konsultiert und verspüre auch keine große Neigung dazu, doch in jenem Augenblick wäre mir wohler gewesen, wenn einer sich in der Nähe befunden hätte, mit dem ich hätte reden können. Zwar war es beileibe nicht so, daß ich das Gefühl gehabt hätte, ich würde überschnappen. Keineswegs. Aber wenn man etwas Tiefsinniges zu sagen hat, dann möchte man es gebührend gewürdigt wissen, und nur ein Fachmann hätte die Bemerkung würdigen können, die ich in jenem Augenblick machen wollte.

Es gibt eine Bezeichnung für Menschen, die es nicht ertragen können, im Freien zu stehen und von Menschenmengen angestarrt zu werden. Weiter gibt es eine Bezeichnung für solche, die das große Zittern überkommt, wenn sie in engem Raum eingesperrt sind. Das sind ziemlich häufig auftretende psychische Gebrechen, und doch möchte ich wetten, daß noch nie zuvor jemand an Agoraphobie und Klaustrophobie gleichzeitig gelitten hat.

Mit einem Namen wie dem meinigen habe ich natürlich stets das Auge der Öffentlichkeit gemieden und für gewöhnlich auch der Versuchung widerstanden, in Gesellschaft mit klugen Reden zu brillieren. Und doch wünschte ich in jenem Auge nblick, es wäre jemand dagewesen, der meine Gefühlsdiagnose hören könnte.

Oder vielleicht wünschte ich mir nur, es wäre überhaupt jemand bei mir gewesen.

Von dem Unwetter hörte ich nichts mehr. Die *„Pugnose“* war fast genau an der beabsichtigten Stelle zu Bruch gegangen. Sie war genau dort in die Schlechtwetterzone geraten, wo die meteorologische Abteilung es vorausgesagt hatte, und der Treibstoff war dann innerhalb von fünf Minuten ausgegangen — das hätte sogar ich voraussagen können. Man konnte sich getrost darauf verlassen, daß die Bosse der Aufsichtsbehörde nicht ein Quäntchen Energie mehr als nötig mit ihr untergehen ließen. Gut, ein wenig Batteriestrom war noch da, und ich hatte einen Loran-Check laufen, bis die *„Pugnose“* so nahe als beabsichtigt an den Punkt X herangetrieben war. Es stellte sich heraus, daß dieser etwa eine halbe Meile entfernt war. Als ich merkte, daß sie sich der Schlüsselstellung näherte, ließ ich den Zünder hochgehen, und die arme kleine *„Pugnose“* brach mittschiffs auseinander.

Zwar war sie niemals für einen anderen Zweck bestimmt gewesen, und ich hatte mich keineswegs in sie verliebt, wie es manchen vielleicht passiert wäre. Dennoch — bei diesem Anblick war mir nicht wohl. Mir kam es wie eine Ve rschwendung vor.

Nun ja, viele Gedanken konnte ich nicht darauf verwenden. Ich verkroch mich in den Tank, machte ihn dicht und ließ der Natur ihren Lauf. In diesem Augenblick befanden der Tank und ich uns, wenn man den statischen Druckmeßinstrumenten trauen durfte, in einer Tiefe von achthundert Fuß.

Hier unten herrschte absolute Stille. Ich wußte, daß das Wasser vorüberströmte, weil wir pro Sekunde um zwei Fuß sanken, aber zu hören war da nichts. Alles was an dem Kahn nicht niet— und nagelfest gewesen war, war längst weg. Was unsinkbar war, trieb über den Pazifik verstreut dahin, und was versank, war mir auf dem Weg zum Grunde des Ozeans voraus. Wäre nun etwas Festes gegen mein spezielles Stück Wrack gepoltert, so hätte es mich gleichermaßen beunruhigt und in Erstaunen versetzt. Die Stille war an sich ein gutes Zeichen, bereitete mir aber Unbehagen.

Ich war einmal draußen im Weltraum gewesen — wegen einer Abfall-Untersuchung auf einer der Fusions-Forschungs-Stationen der Aufsichtsbehörde —, und da hatte ich schon einmal das totale Fehlen von Geräuschen erlebt. Schon damals hatte ich es nicht gemocht. Ich hatte dabei immer den Eindruck, das Universum zeige mir absichtlich die kalte Schulter, bis dann endlich der Zeitpunkt gekommen wäre, meine Überreste wegzufegen. Auch jetzt mochte ich es nicht, obwohl das Gefühl anders war — diesmal war mir, als würde mich jemand sorgfältig beobachten, um zu sehen, was ich vorhätte, und als versuche dieser Jemand zu einem Entschluß zu gelangen, was da zu tun sei. In diesem Fall wäre mir ein Psychiater natürlich keine große Hilfe gewesen, denn es bestand immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß es stimmte.

Bert Whelstrahl war vor einem Jahr in dieser Wasserwüste verschollen. Joey Elfven, der fähigste Ingenieur und Unterwasserexperte der Welt, war zehn Monate darauf in derselben Gegend spurlos verschwunden. Mit beiden war ich befreundet gewesen, und ihr Verschwinden machte mir Kummer.

Vor sechs Wochen war nun Marie Wladetzki ihnen gefolgt. Das war für mich noch viel schlimmer.

Sie war natürlich keine offizielle Ermittlerin — die Aufsichtsbehörde, wie sie von ihrem gegenwärtigen Chef repräsentiert wird, dessen Namen ich hier nicht erwähne, hält Frauen für nicht objektiv genug —, aber das hieß nicht, daß Marie nicht auch Ne ugierde entwickeln konnte. Dazu kam, daß sie an Joey so sehr interessiert war, wie ich an ihr. Da Marie aus ihrer Haut nicht herauskonnte, war sie, ohne gegen einen einzigen Buchstaben des Gesetzes zu verstoßen, von Papetee mit einem Unterseeboot der Aufsichtsbehörde einfach losgebraust, doch hatte sie im Grunde

genommen gegen alle verstoßen. Sie hatte ihr Ziel nicht genannt und hatte als letztes ihren Standort zwischen Pitcairn und Oejo angegeben, tausend Meilen von der Stelle entfernt, wo ich jetzt mit den Trümmern der *„Pugnose“* in die Tiefe sank. Keiner, der sie kannte, hatte die geringsten Zweifel, wo man zuerst nachschauen müsse.

Der Boß war so menschenfreundlich, mich mit der Suche zu betrauen. Und genau das war es, was ich selbst wollte — mir ein U-Boot schnappen und nachsehen, was passiert war. Doch mein Verstand gewann die Oberhand. Berts Verschwinden konnte man vielleicht noch einem Unfall zuschreiben, obwohl für das Gebiet um die Osterinseln genügend Verdachtsmomente vorlagen. Joeys Verschwinden an einer Stelle, die kaum ein Dutzend Meilen entfernt war, hätte möglicherweise ein Zufall sein können — die See ist allemal für Überraschungen gut. Nach Maries Verschwinden aber hätte nur mehr ein ausgemachter Dummkopf sich offen in das Gebiet gewagt.

Daher befand ich mich nun tausend Fuß unter der Oberfläche des Pazifik und etliche tausend Fuß über dem Meeresgrund, als Teil eines Schiffswracks getarnt.

Ich wußte nicht genau, wie viel Wasser noch unter mir war. Meine letzte Peilung oben an der Oberfläche war sehr genau ausgefallen, und meine Kenntnis der Bodenkonturen nördlich von Rapanui war ausgezeichnet, und doch konnte ich nicht mit Sicherheit feststellen, ob ich senkrecht in die Tiefe sank. Die Strömungen in Inselnähe sind nämlich mitnichten so sanft und gleichmäßig, wie es die kleinen Pfeile auf den Pazifikkarten mit kleinem Maßstab andeuten wollen.

Natürlich hätte ich es mit Echolotungen versuchen können. Um dieser Versuchung zu begegnen, hatte ich außer Flutlichtern keine strahlenden Instrumente an Bord des Tanks. Und ich hatte nicht mal die Absicht, diese einzuschalten, ehe ich nicht Sicherheit hatte, daß ich allein war. Sehen ohne gesehen zu werden, hieß meine gegenwärtige Taktik. Und diese Sicherheit würde, wenn überhaupt, erst sehr viel später kommen, wenn ich den Grund erreicht und mich eine angemessen lange Zeit mit Horchen begnügt hatte.

In der Zwischenzeit behielt ich den Druckanzeiger im Auge, der mir verriet, wie viel Wasser sich über mir türmte, und die Sensoren, die meldeten, ob jemand in meiner Umgebung Sonar-Einrichtungen benutzte. Ich war mir gar nicht sicher, ob ich mir eine Reaktion ihrerseits wünschte oder nicht. Wenn man reagierte, dann würde es einen Fortschritt bedeuten. Ich würde endlich wissen, daß da unten jemand war, der dort nicht hätte sein dürfen — aber es würde sich vielleicht um jene Art Fortschritt handeln, den die anderen drei mi tgemacht hatten. Allzu viel Sorgen brauchte ich mir nicht zu machen,

denn fünfzehn oder zwanzig Fuß zerquetschter Schiffsrumpf würden auf jedem Sonarskop als das erscheinen, was sie waren, und der darin befindliche Tank mit voller Absicht nicht.

Aber natürlich gibt es Sonarleute, die sich nicht so ohne weiteres hinters Licht führen lassen.

Ich hätte natürlich auch hinausblicken können.

Der Tank hatte Bullaugen, von denen zwei in jene Richtung hinaussahen, wo sich das Heck der *„Pugnose“* zu befinden pflegte. Phosphoreszierende Flecken trieben nach oben, Lichtstreifen, nicht hell genug, um ihre Farbe klar festzustellen, trieben minutenlang vor einem Fenster, als wären sie die Positionslichter von etwas, das neugierig hereinzulugen versuchte. Ich war versucht —, nicht sehr stark, aber immerhin versucht — meine Lichter ein oder zweimal einzuschalten, um zu sehen, was das für Erscheinungen waren.

Das Wrack sank unter Drehungen ab. Man hatte mir versichert, daß dies nicht der Fall sein würde — man hätte ausreichend Ballast eingeplant, so daß der Bug ständig nach unten zeigen und der Tank oben bleiben würde, wenn ich auf dem Meeresgrund auftraf — doch war niemand da, bei dem ich mich hätte beklagen können. Es sah auch ganz so aus, als könnte ich dagegen nichts unternehmen.

Ich fragte mich schon, was ich erreichen würde, wenn der Tank im Grundschlamm landete oder gar auf hartem Felsboden und das Wrack über sich hatte. Das Ding war alles in allem nicht sehr manövrierfähig. Wenn ich zuviel zusätzliches Gewicht mitbrachte, würde der Wegwerfballast vielleicht nicht ausreichen, mir zurück zur Oberfläche zu verhelfen.

Mit Gewichtsverlagerung allein konnte ich das Trudeln nicht abstellen. Der Innendurchmesser des Tanks betrug nur an die sechs Fuß, und den Großteil dieses Volumens nahmen die eingebauten Apparaturen ein.

Manche meiner Freunde hatten die Neigung gezeigt, ihre Probleme durch Nichtstun und Warten bis zum letztmöglichen Augenblick zu lösen. Ich habe die meisten überlebt. Kaum hatte ich das Trudeln bemerkt, brauchte ich nur fünf Sekunden und hatte im Geist alle möglichen Aktionen überflogen.

Ich könnte mich jetzt gleich vom Wrack losmachen und die fast vollkommen runde Form des Tanks jedem, mit einem guten Sonar ausgerüsteten, Beobachter vor Augen führen, obgleich ich bis jetzt niemanden bemerkt hatte. Ich konnte Licht einschalten, damit ich den Boden vor dem Aufprall begutachten konnte, und mich hoffentlich noch rechtzeitig losmachen, wenn nötig. Auch das hätte sich mit dem Tarn-Plan nicht vertragen. Ich konnte aber auch dasitzen und hoffen, daß ich trotz des Trudelns in der richtigen Stellung landete — das heißt also, die Hände in den Schoß legen. Das bedeutete, daß ich mit

den Naturgesetzen um mein Leben kämpfen mußte, und die sind schwerer zu bezwingen als die me isten menschlichen Gegner.

Die ersten zwei Möglichkeiten bedeuten — nun ja, vielleicht waren Bert und Joey und Marie noch am Leben. Ich streckte die Hand nach dem Lichtschalter aus.

Doch ich berührte ihn nicht, denn ganz plötzlich konnte ich den Grund sehen.

Zumindest sah es nach Grund aus. Es lag rechts von mir — ich konnte oben und unten immer noch unterscheiden — und sah flach aus. Und sichtbar war es auch.

II

Natürlich glaubte ich es nicht. Ich bin ein sehr konservativer Mensch, der es gern mag, wenn auch die Dichtungen realistisch sind, und das da war ein dicker Brocken. Als Junge mußte ich mit der Lektüre von *„Die Maracot-Tiefe“* Schluß machen, weil darin ein leuchtender Meeresboden beschrieben wurde. Ich wußte, daß Conan Doyle niemals unten gewesen war und das Licht nur der Handlung wegen brauchte und ohnehin keiner großen Folgerichtigkeit huldigte, und doch wollte ich mich damit nicht abfinden. Ich wußte, er hatte unrecht wie jeder andere — denn der Meeresboden ist nicht hell.

Nur war er es jetzt.

Das trudelnde Wrack schwang sich aufwärts, weg vom Licht, und ich hatte nun Zeit zu entscheiden, ob ich meinen Augen trauen sollte oder nicht. Ich konnte noch immer Instrumente ablesen. Der Druckmesser gab eine direkte Tiefe von 4880 Fuß an. Eine hastige, im Geiste vorgenommene Korrektur vom Band des Thermographen ergab zweihundert mehr. Ja, ich hätte in Bodennähe sein sollen, irgendwo auf den Nordhängen des Gebirges, dessen Gipfel Rapanui darstellen.

Ich vollführte eine Drehung und sah nun wieder hinunter. Ob ich nun meinen Augen trauen wollte oder nicht, sie zeigten mir beharrlich, daß es in dieser Richtung Licht gab. Es war ein sanftes gelbgrünes Leuchten — genau das Licht, das man verwendet, wenn man Unterwasserszenen filmen will.

Erst wirkte es einheitlich und ebenmäßig. Dann aber, ein paar Umdrehungen weiter und zweihundert Fuß tiefer, zeigte es ein bestimmtes Schema.

Es waren Vierecke, deren Ecken ein wenig heller waren als alles übrige. Es bedeckte nicht den ga nzen Grund. Der Rand lag fast genau unter mir, und es erstreckte sich in die Richtung, die ich für Norden hielt. Mein Kompaß reagierte nämlich auf das Trudeln nicht allzu günstig. In der anderen Richtung lag die normale, tröstliche und furchteinflößende Finsternis — das war Wirklichkeit genug.

Nun passierten zwei Dinge fast gleichzeitig. Mir wurde klar, daß ich ganz nahe am Rand des beleuchteten Bereiches niedergehen würde, und ebenso klar wurde mir, um was es sich bei diesem beleuchteten Gebiet handelte. Und die zweite Erkenntnis, die überwältigte mich. Sekundenlang war ich so wütend und angewidert, daß ich keinen klaren Gedanken fassen konnte. Und als Folge davon hätte ich diese Geschichte fast nicht erzählt.

Das Licht war künstlich. Ob sie es glauben oder nicht.

Mir ist klar, daß ein normaler Mensch sich das nur schwer

vorstellen kann. Kostbare Watt zur Beleuchtung der Außenwelt sind eine schlimme Sache, manchmal aber traurige Notwendigkeit. Aber Energievergeudung zur Beleuc htung des Meeresbodens — nun, wie gesagt, sekundenlang war ich zu wütend, um einen klaren Gedanken fassen zu können. Mein Job hatte mich mit Menschen zusammengebracht, die mit Energie unachtsam umgi ngen, die Energie stahlen, und sogar mit Menschen, die sie mißbrauchten. Das hier aber war eine brandneue Dimension! Inzwischen war ich noch tiefer gesunken und konnte eine weite Lichtfläche sehen, die sich nach Norden, Osten und Westen erstreckte, bis sie in der Ferne verschwamm. Eine Riesenfläche, beleuchtet von Dingen, die ein paar Yards über dem ebenen Boden hingen, von Dingen, die nur als schwarze Flecken in der Mitte eines etwas helleren Feldes sichtbar waren. Wer hinter dieser Sache steckte, hatte immerhin einen gewissen Sinn für Sparsamkeit. Er benutzte Reflektoren.

Dann hatte ich meine Wut bezwungen, oder aber meine Angst hatte dies für mich besorgt. Mir wurde schlagartig klar, daß ich mich nur mehr in geringem Abstand über den Lichtern befand. Ich würde nicht inmitten der Lichter niedergehen, sondern ein Stück weiter südlich davon. Und ich konnte nicht sagen, sicher niedergehen, denn meine Kombination von *„Pugnose“*-Bug und Sicherheitstank drehte sich so langsam, daß ich voraussehen konnte, in welcher Stellung sie auf dem Boden auftreffen würde. Es sah ganz danach aus, als würde das offene Heck-Ende nach unten zu liegen kommen.

Ganz abgesehen von der Tatsache, daß ich unter dem Wrack hervor nichts sehen konnte, bestand daneben die Wahrscheinlichkeit, daß ich auch nichts würde tun können — beispielsweise zurück an die Oberfläche gelangen. Da faßte ich nach den Schalthebeln.

Da der ganze Plan auf Tarnung beruhte, wurde der Abtrennvorgang mittels Federdruck und nicht durch ein Wegsprengen eingeleitet. Ich wartete, bis die Drehung den Schiffsrumpf zwischen mich und das Licht manövriert hatte, und drückte den Knopf.

Der Schubs war ganz sanft, und ich fragte mich blitzartig, ob ich nicht in ein noch größeres Schlamassel geraten würde als vermutet. Und dann kam Licht durch Fenster herein, die durch den Schiffsrumpf verdeckt waren, und meine Sorgen hatten ein Ende. Die Federn hatten den Tank von dem beleuchteten Gebiet weggestoßen. Ich sah, wie sich der Bug der *„Pugnose“* dunkel vor dem helleren Hintergrund abzeichnete. Der Trennvorgang hatte unser Sinken ganz leicht verlangsamt, das Wrack sank dabei etwas schneller als ich. Na, jetzt war wenigstens etwas wie geplant abgelaufen. Das Wrack würde als erstes auf dem Boden aufschlagen, und es bestand keine Gefahr mehr, daß ich darunter wie in einer Falle gefangen wurde.

Natürlich hatte ich nicht erwartet zu sehen, daß es richtig

aufprallte. Was ich aber zu sehen bekam, als es auf dem Boden auftraf, das hatte ich schon gar nicht erwartet.

Flache Stücke des Meeresbodens sind meist eher weich und schlammig. Man mag es Radiolarschlamm oder Strahlentierchenschlick nennen, es ist jedenfalls Schlamm. In seichtem Gewässer trifft man auf Korallenbänke und Sand und anderes festes Zeug, an Abhängen gar auf soliden Fels.

Dort aber, wo es eben ist, erwartet man eine Mischung zwischen gewöhnlichem Schlamm und den oberen Schichten eines stehenden Tümpels. Wenn darauf nun etwas Hartes und Schweres auftrifft, sanft auftrifft, steht nicht zu erwarten, daß der Boden Widerstand leistet. Es setzt einen vielleicht manchmal in Erstaunen, aber man rechnet keinesfalls damit, daß etwas vom Meeresboden abprallt.

Die *„Pugnose“* prallte nicht richtig ab, wie ich zugeben muß, doch verhielt sie sich nicht ordnungsgemäß. Sie traf die beleuchtete Oberfläche dreißig oder vierzig Yards vom Rand entfernt und etwa doppelt so weit von mir entfernt. Ich konnte es deutlich sehen. Sie traf wie erwartet auf und sank wie erwartet ein. Es gab kein Schlammgewirbel — kein Anzeichen des Zeitlupenspritzens, das normalerweise entsteht, wenn etwas im Schlick landet. Statt dessen verschwand der Bugteil fast ganz in der weichen Schicht, während darum herum ein Wellenring entstand und sich vom Aufprallpunkt aus ausbreitete. Dann ging das Wrack sanft wieder hoch, bis es halb aus dem Schlamm war, tauchte wieder unter, und das alles in Zeitlupe.

So schnellte es drei— oder viermal auf und nieder, bis es zur Ruhe kam. Und jeder Aufprall schickte ein Wellengekräusel von der Aufschlagstelle aus.

Bis der Schiffsrumpf endgültig zur Ruhe kam, hatte sich auch mein Tank beruhigt. Ich spürte, wie er auf etwas Hartes auftraf — Fels, dafür hätte ich meinen Kopf verwettet. Und dann fing er ganz, ganz sachte an, auf das Licht zuzurollen. Ich konnte den Untergrund, auf dem ich mich befand, nicht deutlich sehen, doch handelte es sich augenscheinlich um einen festgrundigen Abhang, der mich in den nächsten zwei bis drei Minuten neben der *„Pugnose“* landen lassen würde, wenn ich dagegen nichts unternahm. Ein Glück, daß ich etwas tun konnte.

Der Tank besaß sogenannte Beine, sechs Fuß lange teleskopartige Metallruten, die sich mittels Federn verlängern und durch Solenoide wieder einziehen ließen. Ich hoffte noch immer, ohne die Anwendung von Magneten auszuko mmen, doch es sah so aus, als wären die Beine in Ordnung. Ich ließ vier davon vorschnellen — dorthin, wo ich vernünftige Richtungen vermutete. Meine, Schätzungen erwiesen sich als ausreichend zutreffend, und das Rollen hörte auf. Zum ersten Mal hatte ich nun eine ruhige Aussichtsplattform. Ich konzentrierte mich

natürlich jetzt auf den Bereich, den ich einsehen konnte.

Ich befand mich unter dem Niveau der Lichter selbst. Es sah aus, als hingen sie an Schnüren in Abständen von etwa zwanzig Yards, wobei die Schnüre ebenfalls in diesen Abständen angebracht waren. Das alles war bloße Vermutung, da ich die Aufhängevorrichtung ja nicht sehen konnte. Ihre Regelmäßigkeit untermauerte die Vermutung, während die Tatsache, daß das Wrack genau auf eine Schnur zwischen zweien der Lichter aufgetroffen war, eigentlich dagegensprach. Es überraschte mich keineswegs, daß auf der ebenen Fläche, die sie beleuchteten, nichts zu sehen war — weder Gewächse noch irgendeine Bewegung, obwohl es mich auch nicht überrascht hätte, ein paar verstreute Spuren oder Löcher zu sehen.

Wenigstens wäre ich nicht überrascht gewesen, wenn ich nicht die Landung der *„Pugnose“* mitangesehen hätte. Damit aber war sonnenklar, daß es nicht der Meeresboden war, was ich sah. Es ähnelte eher einer Gummidecke, die wie ein Zeltdach über alles gespannt war, was mehr als etwas zehn Fuß hangabwärts von mir lag. Das Wrack hatte das Material eingedellt, aber nicht durchlöchert. Das Zeug war stark genug, um das verhältnismäßig geringe Unterwassergewicht von Metall und Plastik auszuhalten.

Das könnte nützlich sein, überlegte ich. Ich hatte keine Ahnung, warum jene unter dem Zelt alles Darüberliegende beleuchten wollten, falls aber das Material nicht völlig undurchsichtig war, würde man den Schatten und die Delle kaum übersehen können. Die Leute würden nachschauen und würden für mich leicht zu sehen sein, ohne daß ich meine eigene Beleuchtung einschalten und mich verraten mußte. Ich brauchte nur einen einzigen deutlichen Blick auf die menschlichen Wesen, die sich unerlaubt hier auf dem Grunde des Pazifiks aufhielten. Das, in Verbindung mit dem Ausmaß der Energieverschwendung, die ich bereits weiterberichten konnte, mehr brauchte es zu meinem Bericht nicht — eine Kontrollexpedition größeren Umfangs würde das Ihrige tun. Niemand erwartete von mir, daß ich eine Menschengruppe festnahm, groß genug, um eine Einrichtung wie diese hier zu schaffen, und ich verspürte nicht den geringsten Ehrgeiz dazu. Rundheraus gesagt, der Tank war zu unbeweglich, um als Polizeifahrzeug zu dienen. Ich war nicht mal in der Lage, eine vorüberschwimmende Krabbe festzunehmen. Ich wollte nicht mehr erreichen, als einen gründlichen Blick auf ein Arbeits-U-Boot oder einen Druckanzug oder gar einen werkelnden ferngesteuerten Roboter — alles was anzeigte, daß die Einrichtung hier aktiv geführt wurde —, ein gründlicher Blick, und ich war bereit und würde Ballast abwerfen.

Zuviel Hast würde ich dabei natürlich nicht an den Tag legen, und das aus zwei guten Gründen.

Ein Sonar-Mann mit seinem Unterwasserortungsgerät würde einen sinkenden Gegensta nd verständlicherweise als Trümmerstück eines Schiffswracks abtun oder sogar als toten Wal. Sehr viel Neugierde würde er wohl nicht zeigen. Doch stand nicht zu erwarten, daß er gegenüber einem aufsteigenden Objekt die gleiche Gleichgültigkeit an den Tag legte. Ich mußte mir ein wenig Zeit lassen und die Gefahr, die mir von Sonar-Geräten drohte, erst abschätzen. Es war hübsch, aber nicht endgültig, daß ich bis jetzt nichts bemerkt hatte.

Den zweiten Grund, der sich der Hast in den Weg stellte, kannte ich noch nicht, und sollte ihn erst nach mehreren Stunden kennen lernen.

Ich bin kein Präzisionsfanatiker, der ständig auf die Uhr schaut. Ich wußte, daß ich es in dem Tank noch lange aushalten konnte, und wollte es gar nicht so genau wissen, wie viel von der vorgesehenen Zeit ich verbraucht hatte. Als nämlich der zweite Grund auftaute, kam ich gar nicht auf die Idee, die genaue Zeit festzustellen, und hinterher war ich mehrere Stunden lang von so banalen Dingen wie Uhren total abgelenkt.

Daher kann ich nicht genau sagen, wie lange ich einfach in meinem Tank dasaß und wartete, daß etwas passierte. Es waren sicher mehrere Stunden, dafür stehe ich ein. Lange genug jedenfalls, daß mich Langeweile überkam und ich Krämpfe kriegte, wütend wurde und schon halb der Überzeugung zuneigte, daß sich in meiner Nähe niemand unter dem Zelt befand. Der Gedanke, daß es sich um jemanden handeln könnte, der sich keinen Deut um Schiffsteile in seiner Decke scherte, schien so weit hergeholt, daß er keiner weiteren Überlegung wert war. Falls jemand das Wrack gesehen hatte, hätte er etwas unternommen.

Nichts war bisher geschehen. Daher befand sich niemand in Sichtweite. Und wenn sich niemand in der Nähe befand, konnte ich selbst einen Blick aus der Nähe wagen. Vielleicht glückte mir sogar ein Blick darunter.

Gefährliche Gedankengänge, alter Junge. Laß dir die verschwendeten Kilowatt bloß nicht so zu Kopf steigen. Du bist ein unbeteiligter Beobachter. Wenn du ohne Informationen zurückkommst, ist alles, was du unternimmst, reine Vergeudung — und Vergeudung ist für die Aufsichtsbehörde natürlich das lästerlichste Schimpfwort.

Trotzdem — es stellte für mich eine Versuchung dar. Nirgendwo eine Bewegung, keine Anzeichen für menschliches Leben — bis auf Lichter und das Zeltdach, und sehr wenig Anzeichen für andere Lebensformen. Kein Geräusch. Nichts vom Sonar-Frequenz-Monitor.

Sollte ich mich sachte bis an den Rand des Stoffes hinunterrollen lassen und das Zeug eingehender studieren?

Die treffendste Antwort darauf war die Feststellung, daß dies die Handlungsweise eines unverbesserlichen Idioten gewesen wäre. Und während die Zeit auf diese Weise verrann, kam auch mir einoder zweimal der Gedanke, daß schon allein die Tatsache meines Hierseins nicht die schmeichelhaftesten Schlüsse auf meine Intelligenz zuließ. Wenn ich mich schon wie ein Dummkopf benehmen mußte, dann schon wie ein richtiger. Ich weiß nicht, woher derartige Überlegungen stammen.

Vielleicht sollte ich wirklich einen Psychiater ko nsultieren.

Ich weiß jetzt nicht mehr, wie knapp daran ich war nachzugeben. Ich weiß nur, daß ich dreimal beinahe die Tankbeine eingezogen hätte und mir es jedes Mal anders überlegte.

Das erste Mal hinderte mich etwas daran, das sich bewegte, und sich als ansehnlicher Hai entpuppte.

Es war das erste größere Lebewesen, das mir hier unten auf dem Meeresgrund begegnete, und ich verschob meine Gedanken wenigstens kurzfristig auf eine andere Ebene. Die nächsten beiden Male, als ich den Tank in Bewegung setzen wollte, ließ mich die Erinnerung an den Hai innehalten. Er war nämlich verschwunden — hatte er etwas gehört, das ich nicht hören konnte, etwas das ihn verscheucht hatte? Ich hatte außen keine Instr umente für das Aufspüren unhörbarer oder hörbarer Frequenzen.

Ich hatte lediglich Sonar-Rezeptoren.

Ich weiß, das alles läßt mich nicht eben als Genie erscheinen, nicht mal als einigermaßen befähigten Operator. Ich wünschte, mir wäre mehr Zeit zur Veröffentlichung meiner Lebenserinnerungen geblieben, ehe ich diese Geschichte berichten mußte.

Um meine Entscheidung einigermaßen zu rechtfertigen, muß man mir die Chance einräumen, mich als vernunftbegabten, reifen Menschen vorzustellen. Im Augenblick fällt mir zu meiner Rechtfertigung nicht mehr ein als die Redensart „Jeder wie er kann“. Und wer könnte sicher sein, welche We ndung seine Gedanken nähmen, wenn er praktisch hilflos in einer Plastikblase von sechs Fuß Durchmesser eine Meile unter der Oberfläche des Ozeans säße? Auf wen dies zutrifft, der möge mit seiner Kritik warten, bis ich fertig bin.

Der zweite Grund, weswegen ich meinen Ballast nicht überstürzt abwarf, sollte sich nämlich sogleich zeigen. Meine Aufmerksamkeit konze ntrierte sich noch immer auf das Wrack. Ich sah es zunächst gar nicht herankommen. Beim ersten flüchtigen Blick aus dem Augenw inkel hielt ich es gar nur für einen weiteren Hai. Dann aber wurde mir klar, daß es sich um eine menschliche Gestalt handelte und ich damit

meinen Beweis hatte. Famos. Nichts wie an die Oberfläche, wenn die Gestalt erst verschwunden ist.

Nein, geht nicht. Was ich brauchte, war ein überzeugender Beweis. Und wenn meine eigenen Augen mich nicht zu überzeugen vermochten, war es höchst unwahrscheinlich, daß meine Worte jema nden anderen überzeugen konnten. Was ich da sah, war ein Mensch, was an sich stimmte. Ein Poly-Phasen-Anzug, vier Zoll dick, an den Gliedmaßen ebenso ausgerüstet, kann dem Wasserdruck von eineinviertel Tonnen pro Quadratzoll, der in einer Meile Tiefe herrscht, gut standhalten. Eine solche Taucherrüstung läßt den Träger auch noch einigermaßen me nschenähnlich aussehen und gestattet ihm immerhin eine, wenn auch unbeholfen wirkende Fortbewegung.

Diese Rüstung hier aber gestattete ihm keine wie immer gearteten Schwimmbewegungen, es sei denn er befände sich in einem Quecksilberozean. Und diese ganz unübersehbar menschliche Gestalt schwamm!

Sie tauchte in einiger Entfernung zu meiner Li nken auf, ganz plötzlich, als wäre sie aus der oben herrschenden Dunkelheit heruntergestoßen. Sie schwamm auf mich und das Wrack zu, hatte es aber dabei nicht eilig. Als die Gestalt näher herankam, konnte ich Einzelheiten deutlicher unterscheiden.

Und am deutlichsten war die Tatsache — noch deutlicher als die Tatsache, daß es sich um eine Frau handelte —, daß sie keine Taucherrüstung trug. Sie trug statt dessen einen Kaltwasser-Coverall vom Typ Scuba-Suit. Daran war nichts auffallend bis auf den runden, durchsichtigen Helm, den sie statt der Atemmaske aufgesetzt hatte. Den Ballast trug sie in Ringen da und dort an Leib und Gliedern anstatt am Gürtel. Ich wiederhole — tatsächlich mußte ich es mir selbst wiederholte Male vorsagen —, daß ihr Anzug kein Druck-Anzug war. Ihre Schwimmbewegungen zeigten klar an, daß der Anzug so flexibel war wie menschliche Haut, genauso wie ein Scuba-Anzug sein soll.

Meinen Tank schien sie nicht zu bemerken. Für mich eine große Erleichterung. Sie bemerkte auch das Wrack erst, als sie sich ihm bereits bis auf zwanzig Yards genähert hatte. Bis dahin war sie nämlich ganz gemächlich am Rand des Zeltdaches entlanggeschwommen, wie auf einem Nachmi ttagsspaziergang. Dann aber wechselte sie jäh die Richtung und hielt direkt auf den Bug der *„Pugnose“* zu.

Das wollte mir nicht in den Kopf. Unglaublich, daß niemand gezielt nach dem Wrack suchte und daß jemand durch puren Zufall darauf stieß! Ich hätte eigentlich ein ganzes Arbeitskommando erwartet, das von den Menschen unter dem Zeltdach ausgeschickt würde.

Nun ja, bei der ganzen Sache war dies nicht die erste Überraschung. Hör jetzt auf mit den Arbeitshypothesen, Freund, dafür fehlen dir die Fakten!

Beschränke dich aufs Beobachten. (Ich nenne mich selbst nicht mal beim Namen).

Also verlegte ich mich aufs Zuschauen. Ich sah, wie sie den eingedrückten Bug umrundete, hineinschwamm, dann wieder heraus und schließlich darüber hinwegglitt. Dann werkelte sie mit einem Gegenstand herum, der sich als La mpe entpuppte, die an ihrem Gürtel gehangen hatte. Sie schwamm noch einmal hinein. Das bereitete mir nicht wenig Sorge. Die Tarnung des Tanks war nicht so, daß sie einer näheren Inspektion standgehalten hätte. Die Kammern, die Fortbewegungsfedern…

Da kam sie wieder heraus, ohne sichtbare Anzeichen der Erregung, und in diesem Augenblick, da dämmerte mir etwas. Ein sehr geringfügiger Punkt verglichen mit dem, was ich bereits gesehen hatte — zumindest schien er beim ersten Hinsehen geringfügig. Und als ich länger darüber nachdachte, wuchs er sich immer mehr zu einem Rätsel aus.

Ihr Unterwasseranzug war wie gesagt ganz gewöhnlich, bis auf Helm und Ballast. Diese Alltäglichkeit beinhaltete einen kleinen Tank zwischen den Schultern, dessen oberes Ende am Helm anstieß und vermutlich damit in Verbindung stand, obwohl ich keine Verbindungsröhre sehen konnte.

Das alles war noch einleuchtend. Was mich daran aber störte, war die Tatsache, daß ich keine Luftbläschen sehen konnte.

Nun bin ich mit Atemluftaufbereitungssystemen ziemlich vertraut, und kenne mich bei den dazu benötigten Chemikalien aus — Gemenge aus Alkali-Metall-Peroxyden und Superoxyden, die mit Wasser reagieren und Sauerstoff freisetzen und Kohlendioxyd aufnehmen. Und ich weiß, daß dazu neben einem Behälter für die Chemikalien und einem Misch-System auch eine Art „Lunge“ notwendig ist — ein volumenveränderlicher Umgebungsdruck-Gas-Sack oder — Tank —, wobei die Chemikalien die Zwischenstufe zwischen dieser Sack-Lunge und der Lunge des Benutzers darstellen. Das ausgeatmete Gas muß irgendwo aufbewahrt werden, bis es aufgearbeitet und wieder eingeatmet wird. Diese ›Lunge‹ muß ein Volumen haben, das die von einem Schwimmer bei einem Atemzug ausgeatmete Luft fassen kann — andersherum ausgedrückt, das Volumen muß annähernd dem seiner flachen Lunge entsprechen. An diesem Schwimmanzug war aber kein solcher Sack zu sehen, und der Rückentank war nicht annähernd groß genug, als daß darin einer hätte sein können.

Es sah ganz so aus, als käme dieses System ohne chemischen Sauerstoffvorrat aus. Wenn keine mikroskopisch kleine Pumpe

vorhanden war, die die ausgeatmete Luft ganz schnell aufnahm und sie mit unglaublichem Druck in einen anderen Teil des kleinen Tankes drückte, hätte man die beim Ausatmen entstehenden Blasen sehen müssen. Ich sah keine Anzeichen für ein solches Rückverarbeitungssystem, aber ich konnte auch keine Blasen sehen. Ich hatte mir schon den Kopf zerbrochen, welche Gas-Mischung sie wohl atmete — bei diesem Druck hätte ein halbes Prozent Sauerstoff ihr die Lungen verbrannt, und ein Verdünnungsmittel war mir nicht bekannt. Sogar Helium war hier unten so stark löslich, daß Dekompression eine Sache von vielen Stunden war.

Blitzartig kam mir der Gedanke, daß hier Menschen vielleicht ständig unter diesem Druck lebten und eine fast reine Helium-Atmosphäre mit dem Bruchteil eines Prozentes Sauerstoff darin atmeten.

Wenn dies der Fall war, begriff ich aber noch immer nicht, warum der Anzug des Mädchens keine Bläschen von sich gab. Angenommen, es gäbe jeden erdenklichen wirtschaftlichen Grund, Helium wiederzugewinnen, so gibt es dabei doch technische Probleme, die meiner Ansicht nach noch nicht hinlänglich gelöst sind.

Nein. Sämtliche Hypothesen unzulänglich. Beobachtung fortsetzen! Als Tatsache liegt bislang nur vor, daß sie sich in einem geschlossenen System bei Außendruck völlig normal zu bewegen und darin zu leben scheint, und daß der fragliche Druck — lassen wir mal das alte Ammenmärchen, daß ein menschlicher Körper flachgedrückt würde — ausreichend hoch ist, um alle mit Gasdynamik zusammenhängenden biophysischen oder biochemischen Vorgänge umzustoßen.

Viel zu beobachten gab es nicht mehr. Das Mädchen hängte die Lampe wieder an ihren Gürtel, warf einen letzten Blick aufs Wrack und schwamm dann fort. Sie schlug dabei nicht den Weg ein, den sie gekommen war, sondern schwamm rechts an mir vorüber, fort aus dem beleuchteten Bereich.

Nach wenigen Sekunden war sie verschwunden, obgleich ich wußte, daß sie noch nicht sehr weit sein konnte.

Wahrscheinlich war sie unterwegs, um Hilfe zu holen. Wie lange es nun dauern würde, bis sie mit den anderen wieder zurückkam, war nicht abzuschätzen. Der Zelteingang konnte wenige hundert Yards entfernt sein oder aber auch mehrere Meilen.

Meine erste Vermutung kam mir ein wenig wahrscheinlicher vor, aber ich würde nicht einen einzigen Cent darauf setzen.

Nur meine Zukunft.

Möglich, daß sie das technische Zubehör bemerkt hatte, das meinen Tank bewegte und auf dem Boden festhielt. Und unter den

gegebenen Umständen bedurfte es keines überragenden schauspielerischen Talents ihrerseits, um eine überraschte Miene zu verbergen. Wenn sie es bemerkt hatte und meldete, dann würden die, die mit ihr kamen, große Neugierde für den gesamten Bereich entwickeln. Das Tank-Äußere war in den Umrissen absichtlich ein wenig unregelmäßig gehalten, damit es nicht zu sehr als künstliches Objekt auffiel, doch konnte das Ding niemanden hinters Licht führen, der es sich genauer ansah. Vielleicht war es vorteilhafter, wenn ich mich ein Stück weiter weg bewegte. Meine persönliche Sicherheit kümmerte mich wenig.

Ich konnte immer noch entkommen, doch bevor sich das als notwendig erweisen sollte, wollte ich soviel als möglich sehen.

Das redete ich mir selbst ein.

Das Fortbewegen war in meinem Fall ein langsamer Vorgang. Beweglichkeit gehörte nicht zu den hervorragendsten Eigenschaften des Tanks. Er verfügte über zwei Dutzend Beine, und ich hatte genügend vorrätige Energie, um sie mehrere tausend Mal einzuziehen (es hatte deswegen einige Debatten gegeben), aber ich war schließlich kein geborenes Seepferdchen. Ein wenig Praxis hatte ich ja mittlerweile und konnte mich unter Wasser dahinrollen lassen, aber dieses Rollen sollte dazu dienen, mich in eine bessere Beobachtungsposition zu bringen und nicht, etwaigen Suchern zu entgehen.

Falls man mich entdeckte, blieb mir gar nichts anderes übrig, als Ballast abzuwerfen und an die Oberfläche aufzusteigen. Das war eine Einweg-Operation, zu der ich erst Zuflucht nehmen wollte, wenn es unbedingt sein sollte. Ich hatte immer noch einige Hoffnung, nähere Einzelheiten über die Vorgänge hier unten in Erfahrung zu bringen.

Vielleicht war das Mut, vielleicht aber auch nur mein angeborener Optimi smus.

III

Ich fing also an, die Beine zu bewegen und hoffte dabei, keine in der Nähe befindlichen Instrumente würden die Gleichstromimpulse auffangen, als ich die Einklapp-Solenoide ein— und ausschaltete. Die Praxis hatte gezeigt, daß ich einen fünf— oder sechsgradigen Hang erklettern konnte, wenn der Untergrund hart war und den „Füßchen" Halt bot, daß aber, wenn der Hang steiler war, das Gehen reine Glückssache wurde. Wenn ich Übergewicht bekam und wieder bergab rollte, dann bedurfte es blitzschneller und emsiger Betätigung der genau richtigen Füße, um das Rollen zu stoppen. Die Kugel hatte nämlich ein beträchtliches Trägheitsmoment. Wegen der äußeren Unregelmäßigkeit waren gewisse Stellungen natürlich stabiler als andere, und andere wiederum noch wackliger. Das war der Augenblick, da ich mir mehr Übung wünschte, obwohl ich mich mit dem Gedanken trösten konnte, daß unser Boß den zusätzlichen Energieverbrauch ohnehin nicht bewilligt hätte.

Ich hatte mich etwa dreißig bis vierzig Yards den Hang hochgearbeitet und dabei nur einen Fehler begangen, der mich ein Stück Weges kostete, als die erwartete Truppe auftauchte.

Groß war sie nicht — alles in allem vier Personen.

Eine davon hätte das Mädchen sein können, das ich zuvor sah. Die anderen sahen aus wie Männer, nur war das aus dieser Entfernung mi t Sicherheit nicht festzustellen. Einer zog einen Ausrüstungsgege nstand hinter sich her, schätzungsweise drei Fuß lang, zylinderförmig, Durchmesser wenig mehr als ein Fuß. Das Ding hatte einen leicht negativen Auftrieb, verständlich — man wollte sichergehe n, daß nichts an die Oberfläche gelangte, was sich losriß.

Sie schwammen an das Wrack heran. Zwei Mann fingen nun an, Leinen aus dem Zylinder zu ziehen.

Diese Schnüre befestigten sie an geeigneten Teilen der *„Pugnose",* während der dritte aus dem anderen Zylinderende etwas zog, das aussah wie ein schw eres Netzbündel mit einem luftleeren Ballon darin.

Als die Seile festgemacht waren, werkelte er an dem Zylinder herum, und der Ballon füllte sich langsam. Das Wrack hatte nicht viel Unterwassergewicht, und es dauerte nicht lange, und der Ballon hatte es vom Dach hochgehoben. Die vier schwammen zur anderen Seite und schoben nun mit wild schlagenden Schwimmflossen kräftig an.

Nach wenigen Minuten hatten sie das Wrack von der glatten Fläche fortgeschafft und waren außerhalb des beleuchteten Bereiches.

Ich nahm an, damit wäre alles erledigt, aber ich sollte mich tä uschen. Nun war das Zeltdach nicht mehr gefährdet, und sie schwammen hin und her und schoben ihre Fracht in die Richtung, die das Mädchen nach seiner Entdeckung eingeschlagen hatte.

Das konnte gefährlich werden. Vielleicht wollten sie das Wrack bloß als Souvenir. Daneben bestand aber auch die Möglichkeit, daß sie es unter günstigeren Bedingungen — in besserem Licht oder gar außerhalb des Wassers — genauer begutachten wollten. Egal was zutreffen mochte, solange bei ihnen Interesse bestand, solange bestand auch die Mö glichkeit, daß jemandem die Befestigungsvorrichtungen für den Tank auffielen. Mir wäre viel wohler gewesen, wenn sie den Bugteil einfach von ihrem Dach geschoben und die ganze Angelegenheit vergessen hätten. Jetzt hatte ich keine Ausrede mehr, mich nicht an ihre Fersen zu heften. Ja noch mehr, ich mußte den Eingang oder einen der Eingänge zu dem System feststellen.

Sie schwammen nicht sehr schnell, aber immerhin viel schneller, als ich mit dem Tank dahinrollen konnte. Wieder wünschte ich mir, man hätte das Ding beweglicher gebaut, doch das Gegenargument hatte gelautet, der Tank sollte einem U-Boot mö glichst unähnlich sein, damit die Tarnung leichter sei. Schon damals hatte mir das nicht eingeleuchtet und ich hätte die Debatte mit größtem Vergnügen wieder aufgenommen. Im Augenblick aber konnte ich nur auf eine spätere Chance hoffen und abwarten, bis die Schwimmer ihre Last ein Stück weitergeschafft hatten, um sodann in dieselbe Richtung zu rollen.

Vermutlich habe ich mich noch nicht ausreichend klar über die Schwierigkeiten geäußert, die mit einem Rollen des Tankes verbunden sind. Das Prinzip ist eigentlich ganz einfach: einfach durch Betätigung der richtigen Feder ein Bein gegen den Boden ausfahren, und zwar auf jener Seite, von der ich wegwollte. Vielleicht ist damit noch nicht klar ausgedrückt, daß diese allgemeine Methode der Fortbewegung es mit sich brachte, daß sämtliche Ausrüstungsgegenstände, Steuerungseinrichtungen und andere Apparate einmal auf dieser, dann auf der anderen Seite waren, einmal oben, einmal unten: Zeitweise bedeutete es ein echtes Kunststück sich nicht auf alle Beinchen-Hebel gleichzeitig zu setzen. Wie gesagt, die Beine dienten me hr der Halte— und Steigungskontrolle und dazu, ein Abrollen zu verhindern, als zum richtigen Fortbewegen.

Die Behörden hatten diese Notwendigkeit nicht vorausgesehen oder zumindest als nicht sehr bedeutsam erachtet.

Ich mußte mich nun so stark auf das Weiterbewegen über dem Meeresboden konzentrieren, daß ich keine Zeit mehr für die Sorgen hatte, die ich mir beim Sinken gemacht hatte. Die Wahrscheinlichkeit, daß ich nun unter gegnerische Beobachtung geraten würde, war zwar

größer, aber ich ließ mir deswegen keine grauen Haare mehr wachsen. Die Schwimmer waren in einiger Entfernung verschwunden, in dem beleuchteten Bereich links von mir rührte sich nichts, und in der anderen Richtung sah ich überhaupt nichts. Der Boden unter dem Tank war nicht deutlich zu sehe n, und in gewisser Weise mußte ich mich weitertasten — doch ist das Wort nicht richtig gewählt, denn beim Tasten kann man ja fühlen, was vor einem liegt. Ich aber fühlte gar nichts. Ich konnte nur wahrnehmen, ob mein Vehikel eine kleine Strecke rollte, eine größere oder gar keine, wenn ein anderes Bein ausgefahren wurde. Und wenn es nicht rollte, dann mußte ich erraten, welches andere Bein ich ausprobieren mußte. Viel leichter wäre es gewesen, wenn ich gewagt hätte, Licht zu machen, um bessere Sicht auf den Grund zu bekommen, aber so dumm war ich nicht. Wenn die hier Ansässigen sich aus Schwimmern rekrutierten, dann konnte ich nicht annähernd wittern, wann ein paar davon aufkreuzten. Als der Schlamassel anfing, da waren wir auf U-Boote und Sonare eingestellt. Und die hätte ich auch sofort registrieren kö nnen.

Der Hang war nicht völlig ebenmäßig, wie ich rasch herausfand. Zweimal geriet ich unkontrolliert ins Rollen, als ich auf einen kleinen Sims auftraf.

Einmal dachte ich schon, ich wäre auf ewig steckengeblieben, ich konnte nämlich weder vor noch zurück, noch in die Richtung, die ich als bergab und auf das Licht zu einschätzte. Als letzte Rettung versuchte ich es „bergauf“ und mußte entdeckten, daß es nicht bergauf war. Wieder begann ich unkontrolliert in eine Senke zu rollen, von wo aus ich das beleuchtete Gelände nur als undeutlichen diffusen Schimmer über dem Kamm, den ich eben überwunden hatte, sehen konnte. Aus dieser Senke wieder herauszukommen, nahm viel Zeit in Anspruch und dazu einen ärgerlichen Aufwand an gespeicherter Energie.

Ich konnte meinen Gefühlen nicht mal verbal Luft machen. Die Übertragung von Luft durch Plastik hindurch ins Wasser und umgekehrt aus dem Wasser durch Helme in Gas und ins menschliche Ohr mag zwar miserabel sein, aber sie ist nicht gleich Null. Und die Schall-Übertragungseigenschaften kalten Wassers wiegen viele Mängel wieder auf.

Ich wagte es nicht, ein einziges Wort zu äußern.

Kaum war ich aus dem verteufelten Loch heraus und sah das Zeltdach wieder vor mir, ging ich an eine Bestandsaufnahme.

Viel stand mir ja nicht zu Gebote. Ich hatte keine Ahnung, ob ich den Eingang in dreihundert oder dreitausend Yard finden würde. Erstere Annahme schien mir wahrscheinlicher, da das Mädchen mit seinen Helfern sehr rasch wiedergekommen war, aber es war immerhin möglich, daß sie die Männer schon außerhalb getroffen

hatte. Nichts stand mit solcher Sicherheit fest, daß eine daraus entwickelte Vorgangsweise auch nur den Anstrich eines kalkulierten Risikos erhalten hätte. Eine Berechnung war unmöglich.

Aber ich mußte mehr herausfinden. Meine ursprüngliche Reaktion hatte sich ein wenig abgekühlt — ich konnte nun glauben, was ich gesehen hatte, und mir war klar, daß andere es auch glauben konnten — doch diese Erkenntnis, über die ich nun verfügte, war für die Aufsichtsbehörde nicht annähernd so nützlich, wie sie hätte sein sollen. Eine Polizeieinheit, die hier mehr sollte, als nur blind herumzutappen, mußte wenigstens wissen, wo sie anfangen sollte. Ein richtiger Eingang wäre der logischste Anfangspunkt. Natürlich war es unwahrscheinlich, daß das Zeltdach ein U-Boot ernsthaft abhalten konnte. Doch in Anbetracht der Fläche, die das Zelt abdeckte, waren die Chancen sehr gering, an einem strategisch sinnvollen Punkt durchzubrechen.

Wahrscheinlich war es das Beste, alle Vorsicht außer acht zu lassen und einfach Licht einzuschalten. Der zusätzliche Energieverbrauch würde durch das zügigere Weiterkommen ausgeglichen, wenn ich endlich sehen konnte, wohin ich rollte. Damit war auch die Chance größer, den Einga ng zu erreichen, ehe mir der Saft zur Neige ging und damit automatisch der Ballast abgeworfen wurde. Falls man mich sichtete, würden die Schwimmer zweifellos näher kommen und mich genauer angucken, und ich hätte die Chance, mir vor dem Auftauchen ihre Hochdruck-Technik näher anzusehen.

Ich bin von Natur aus ein vorsichtiger Mensch und überdachte dies eine ganze Weile, ehe ich ganz überzeugt war. Natürlich sprach sehr viel dagegen.

Nur weil ich bis jetzt nur Schwimmer und keine U-Boote gesehen hatte, hieß noch lange nicht, daß es hier keine Boote gab. Und wenn es welche gab, dann würden sie dafür sorgen, daß ich niemals wieder an die Oberfläche kam — aber dieses Risiko hatte ich ja vor Antritt des Ausfluges akzeptiert. So spielte ich minutenlang mit dem Gedanken PingPong. Dann holte ich tief Luft über der Theorie, daß ich vielleicht nicht mehr viel davon abkriegen würde, und schaltete einen meiner Scheinwerfer ein.

Ja, das war etwas anderes! Der Grund war felsig, wie ich richtig vermutet hatte, und sehr uneben — kein Wunder, daß ich mich mit meinen Beinen mühsam abstrampelte. Da ich nun aber bessere Sicht hatte, setzte ich mich wieder in Bewegung und kam, wie erhofft, viel schneller weiter, und das mit geringerem Energieaufwand. Ganz einfach war es trotzdem nicht. Ich rollte noch immer und mußte während des Rollens sowohl Beine als Lichter wechseln, doch der Fortschritt war immerhin ermutigend.

Jetzt sah ich auch um mich herum mehr Bewegung. Es gab jede

Menge von Kleinlebewesen — Krabben und Verwandtschaft, die ich zuvor nicht hatte sehen können. Sie machten mir Platz und stellten keine große Behinderung dar. Daneben gab es pflanzenähnliche Gewächse, die ich — weil sie von jeder natürlichen Lichtquelle sehr weit entfernt waren — als Schwämme oder ähnliches einstufte.

Soweit ich es beurteilen konnte, konnten sie mein Dahinrollen weder fördern noch behindern.

Für den Vorteil der besseren Sicht auf kurze Entfernung mußte ich mit schlechter Sicht auf entfernte Objekte bezahlen. Eine Schwimmergruppe hätte mich jetzt ganz leicht überraschen können. Was dann aber tatsächlich passierte, war weniger voraussehbar. Ich verlor nämlich die Orientierung.

Nicht im Sinne der Kompaß-Richtung und nicht vollständig. Ich konnte links von mir immer noch das beleuchtete Gebiet ausmache n, wenn auch nicht so deutlich wie zuvor. Der Kompaß funktionierte, wenn er zufällig rechts oben zu liegen kam, doch mein Gefühl für oben und unten, das mehr auf meinem Ausblick auf ein paar Quadrat-Yards Meeresgrund beruhte als auf meinem Gleichgewichtssinn, wurde genasführt, als Teile des Untergrundes plötzlich nicht mehr horizontal waren.

Die Veränderung mußte allmählich gekommen sein, andernfalls ich sie ja innerhalb des kleinen Feldes, das ich überblicken konnte, hätte bemerken müssen. Eigentlich hatte ich keine schlechte Aussicht. Ganz plötzlich befand ich mich auf einem felsigen Abhang, der steiler war als alle vorherigen.

Noch ehe ich es richtig merkte, begann der Tank links abzurollen. Als ich wußte, wie mir geschah, ließ ich ein Bein nach dem anderen in diese Richtung vorschnellen — ohne Erfolg.

Es war beileibe nicht so, als würde man in einem Faß bergab kollern. Es war eine langsame und anmutige Bewegung. Ich hätte mit Leichtigkeit im Tank aufrecht stehen bleiben können, wenn ich mich auf dieses Problem konzentriert und nicht mit der Steuerung herumgekämpft hätte. Das nützte mir aber so wenig, daß ich mich gleich auf meine Bequemlichkeit hätte konzentrieren können. Einige der Beinchen verlangsamten das Rollen ein wenig, keines aber konnte die Bergabbewegung bremsen.

Hilflos rollte ich in das beleuchtete Feld und auf das Zeltdachmaterial. Minutenlang war meine berichterstattende Aufmerksamkeit fast gleichmäßig zwischen oben und unten geteilt.

Über mir konnte ich nun erstmals die Lichter ganz klar ausmachen.

Es handelte sich um ganz gewöhnliche Hochdruck-Gas-Lampen, größer zwar, als die ansonsten für Beleuchtungszwecke benutzten, sonst aber keineswegs außergewöhnlich. Ich konnte jedoch noch

immer nicht feststellen, wie die Lampen befestigt waren, denn ich bekam Augenschmerzen, wenn ich längere Zeit hinaufguckte.

Beim Hinuntersehen wiederum wurde meine Vorstellungskraft übermäßig beansprucht, obwohl sie ja mittlerweile allerhand gewöhnt war. Ich wußte bereits, daß der Stoff bemerkenswert stark und dabei elastisch war. Ich hatte gesehen, wie er auf den Bug der *„Pugnose“* reagierte, der ja etliche scharfe Ecken und Kanten hatte. Ich wußte auch, daß das Zeug im Normalzustand undurchsichtig, bestenfalls schwach durchscheinend war. Und mir war klar, daß der nun unter meinem Tank befindliche Teil des Materials gedehnt werden würde. Aber nie wäre ich auf die Idee verfallen, daß das Zeug durch Dehnung durchsichtig werden könnte!

IV

Als das Rollen aufhörte, konnte ich gewöhnlichen Meeresboden unter mir sehen — felsigen Untergrund ähnlich dem, über den ich gerollt war. Momentan glaubte ich, ich wäre kurz vor dem Zeltdach aufgehalten worden, aber mehrere Blicke durch verschiedene Fenster verdrängten diese Annahme. Ich war etwa fünfzig Yards tief auf dem Ding gelandet und bis zum halben Durchmesser des Tanks eingesunken. Aus den über diesem Niveau gelegenen Bullaugen konnte ich die Lichter über mir und das glatte Material unter mir sehen.

Aus den unteren Fenstern konnte ich Felsboden mit gelegentlichen Schlammlöchern und eine grünweiße, ebenmäßig leuchtende Decke darüber sehen — offenbar das Material von der anderen Seite beleuchtet. Es war also durchscheinend. Doch der um die untere Tankhälfte gespannte Teil stellte für das Sichtvermögen überhaupt keine Schranke dar. Ein paar Füßchen waren eben auf dieser Seite ausgefahren, und das Zeug umspannte sie als unsichtbare dünne Schicht — durchlöchert hatten sie das Material also nicht, oder ich hätte nicht hier auf dem Dach gehangen. Da hatte jemand bei der Molekular-Architektur seine Phantasie ordentlich spielen lassen — was beweist, wie man von einer Reihe grundfalscher Prämissen manchmal zu einem richtigen Schluß gelangen kann.

Aber warum überhaupt ein Zelt? Der Meeresuntergrund darunter unterschied sich von dem an anderen Stellen nicht. In dem darunterliegenden Bereich konnte ich weder Menschen noch ein künstliches Bauwerk entdecken. Nicht einmal Lebewesen anderer Art waren zu sehen, und ich gab mir alle Mühe beim Beobachten — einen Augenblick lang blitzte in mir gar der Gedanke auf, jemand könnte bei der Energieverschwendung so weit gegangen sein, natürliche Na hrungsmittel bei künstlichem Licht wachsen zu lassen. Diese Vorstellung wenigstens paßte zu der Gleichgültigkeit der allgemeinen Moral, was die Energie betraf. Menschen, die diese vielen Kilowatt in den Ozean hinein verpulverten, würden auch nicht davor zurückschrecken, ihren gerechten Anteil zu überschreiten, indem sie Senf oder dergleichen anpflanzten. Der Meeresboden war der einzige Ort auf der Welt, wo ein solcher Trick abgezogen werden konnte, ohne daß man auf der Stelle von aufgebrachten Nachbarn erwischt wurde, von der Aufsichtsbehörde mal ganz abgesehen.

Das einzig Ärgerliche an der Theorie — abgesehen von dem natürlichen Widerstreben, an solche Me nschen zu glauben —, war die Tatsache, daß ich nichts wachsen sah. Was dies anlangte, so wüßte ich gar nicht, welche eßbare Pflanze unter dem Meeresspiegel gezogen

werden konnte. Zweifellos gab es solche. Und wenn es keine natürlichen gab, dann konnte man immer noch auf die Maßschneiderei von Genen zurückgreifen.

Die dringlichere Frage aber war, was ich als nächstes tun sollte. Dreißig Sekunden lang probierte ich herum und kam dahinter, daß ich meine Beinchen ausfahren und wieder zurückziehen konnte, bis die Energiezellen leer waren, ohne daß ich den Tank damit von der Stelle bewegt hätte. Die Beine hatten einfach keinen richtigen Halt. Der Boden war ein Stück zu weit entfernt. Ich versuchte, durch Gewichtsverlagerung das Ding zum Rollen zu bringen. Das funktionierte so weit, als eine bloße Umdrehung zustandekam, brachte mich aber dem ›Ufer‹ nicht merklich näher. Es sah aus, als wäre mir als einzige Bewegung die nach oben geblieben.

Das war ein wenig ärgerlich. Ich hatte nämlich geplant, sobald ich den Eingang gefunden hätte, daneben einen kleinen Sonar-Umsetzer als Fixpunkt für die Polizeiboote zu platzieren. Ließ ich ihn hier fallen, dann war er wirkungslos und konnte überdies von jedem entdeckt werden, der hier vorbeikam, sei es nun oben oder unten. Hätte ich über die Reaktionszeit und den Vorausblick eines Romanhelden verfügt, so hätte ich einen freigesetzt, als ich merkte, daß ich nicht mehr manövrieren konnte. Aber das war nicht der Fall und Selbstmi tleid fehl am Platze.

Ich konnte auch warten, bis man den Tank entdeckte, und auf eine Chance hoffen, das Instrument unbemerkt abzusetzen. Dazu hätte es jedoch eines wahrhaft historischen Ausmaßes an Optimismus bedurft.

Ich konnte mich nicht damit abfinden, an die Oberfläche zurückzugehen, ohne das Ding hier auszusetzen, obgleich dies und all die anderen Dinge, die zu erledigen so hübsch gewesen wäre, unmöglich schien. Sogar eine Schlange auf einem Tablett voller Kugellager hört nicht auf sich zu schlängeln.

Und so blieb ich. Ein früher Aufbruch war eigentlich sinnlos. Ich hatte noch ausreichend Sauerstoff und noch dazu immer die Hoffnung, mir würde eine brauchbare Idee in den Sinn kommen, ehe man — wer immer dieser „man“ war — mich entdeckte.

Diese Hoffnung dauerte fast sechs Stunden an.

Diesmal war es kein Mädchen, obwohl das Wesen zu derselben Truppe zu gehören schien. Die Schwimmausrüstung war nämlich bis in die kleinste Einzelheit dieselbe, soweit ich das sehen konnte. Als ich ihn sichtete, hielt er direkt auf mich zu.

Er kam aus der Finsternis, von dort, wo ich den Eingang vermutete. Sicherlich hatte er mich, oder vielmehr den Tank erspäht. Ich wünschte, ich hätte ihn eher bemerkt — es wäre interessant und

vielleicht sogar nützlich gewesen festzustellen, ob mich zufällig ein vorüberkommender Schwimmer entdeckt hatte oder jemand, der das Fundgebiet des Wracks systematisch absuchte. Mir blieb nichts weiter übrig, als über mein Nichtwissen zu philosophieren. Ich beobachtete, wie er über mich hinwegglitt.

Er hätte den Tank eigentlich ohne Schwierigkeiten als solchen erkennen können. Zwar waren an der Außenseite jede Menge Instrumente angebracht, die nicht zur Standardausrüstung gehörten, aber im Grunde genommen war es ein gewöhnlicher Hochdruck-Rettungstank, den man in jedem größeren U-Boot finden kann — eine Kugel aus Quarzglas-Fiber und höchstbelastbaren Polymeren, geeignet, dem Druck von zwei Meilen Meerwasser standzuhalten. Im Normalfall war er leicht und beweglich, aber das speziell für mich ausgestattete Ding trug reichlich Ballast mit sich. Neben den Beinen und deren Hilfsaggregaten hatte ich noch Beleuchtung, Transponder, verschiedene Ortungsgeräte und dazu Bleistangen, die so verteilt waren, daß Schwerpunkt und geometrischer Mittelpunkt möglichst dicht beieinander zu liegen kamen. Das Blei war es, das den großen Unterschied ausmachte. Ohne Blei würde ich noch immer im Wasser umhertreiben.

Der Schwimmer hielt in seinen Bewegungen inne und ließ sich auf mich zutreiben. Jetzt konnte ich sein Gesicht hinter dem Helm erkennen — eigentlich war der Helm ja kaum zu sehen. Er hätte ebenso gut barhäuptig schwimmen können. Ich konnte mich nicht erinnern, ihm während meiner fünf Jahre bei der Aufsichtsbehörde jemals begegnet zu sein, doch prägte ich mir alles genau ein: schwarzes Haar, Augenschnitt, kantiges Gesicht! Ich wollte ihn für den Fall einer weiteren Begegnung wiedererkennen. Vermutlich konnte er mich nicht sehen.

Die Gucklöcher waren klein, meine Innenbeleuc htung nicht eingeschaltet. Er zeigte keine Anzeichen jener Überraschung, die ich bei ihm erwartet hätte, wenn er vom Vorhandensein eines Menschen gewußt hätte.

Er kam ganz nahe heran, so daß er alles anfassen konnte, so nahe, daß ich nicht mehr alle seine Handgriffe verfolgen konnte. Ich redete mir ein, daß er nicht viel anstellen würde, wenn man in Betracht zog, was der Tank alles aushalten konnte, doch mir wäre wohler gewesen, wenn ich seine Hände ständig hätte im Auge behalten können. Er tastete draußen herum. Ich spürte, wie die Hülle erzitterte, wenn er besonders heftig dagegenstieß.

Dann zog er sich zurück und umschwamm den Tank zweimal, wobei er ihn nicht aus den Augen ließ. Dann ließ er sich aufs Zeltdach nieder und drückte den Kopf dagegen, als wolle er hindurchschwimmen.

Ich getraute mich nicht, mein Gewicht merklich zu verlagern, und war daher nicht flink genug an der Sichtscheibe, während er noch in dieser Stellung verharrte. Ich konnte daher nicht unterscheiden, ob sein Helm das Gewebe so weit dehnte, bis er durchsehen konnte — schließlich war er ja viel kleiner als mein Tank. Ich ließ mich behutsam nieder, damit mein Behälter nicht ins Schwanken geriet, aber bis ich endlich mein Gesicht einem der Fenster genähert hatte, hatte er sich bereits aufgerichtet — wenigstens konnte ich gegen den Stoff nur mehr seinen Schatten ausmachen. Es sah ganz so aus, als schwämme er fort, und ich nützte die Gelegenheit und richtete mich blitzschnell auf. Der Schatten hatte mir die Wahrheit gemeldet. Er hielt nun auf die Richtung zu, aus der er gekommen war.

Diesmal behielt ich die Uhr sorgsamer im Auge.

Er kam in genau acht Minuten mit einem zweiten Mann wieder. Sein Begleiter trug entweder den Zylinder mit sich, den man zum Abschleppen des Wracks verwendet hatte, oder einen sehr ähnlichen.

Der erste Schwimmer hatte ebenfalls etwas bei sich, das ich nicht auf den ersten Blick erke nnen konnte. Es sah aus wie ein unordentlich aufgerolltes Bündel Seil.

Kaum aber hatte er über dem Tank angehalten und das Ding ausgeschüttelt, sah ich, daß es ein Lasten-Netz war, das er nun um den Tank zu spannen begann. Offenbar hatte er bei seiner ersten Besichtigung entschieden, daß die natürlichen Unebenheiten seines Fundes für ein Seil nicht viel Halt boten. Diese Schlußfolgerung konnte ich ihm nicht übel nehmen, viel lieber aber wäre mir gewesen, er hätte diesen Schluß nicht gezogen. Ich wußte nicht, wie stark dieses Netz war. Wenn es aber ein halbwegs solides Fabrikat war, dann würde es meine Ballast-Stücke aushallen können. Wenn man das Netz nun um Tank und Ballast schlang, war ein Abwerfen des Ballastes eine leere Geste. Höchste Zeit aufzubrechen. Ich faßte nach dem Haupthebel für den Ballastabwurf.

Da fiel mir etwas ein. Wenn ich mein Blei abwarf, würde ich mich verraten — vorausgesetzt, sie ahnten ohnehin nicht schon meine Anwesenheit. Die Katze war jetzt aus dem Sack, und ich hatte nicht viel zu verlieren. Daher konnte ich einen Versuch wagen und etwas anderes versuchen, damit das Netz mich nicht faßte, ehe ich wieder auf blankem Fels stand und eine Chance hatte, den Transponder wirkungsvoll abzusetzen. Ich wagte den Versuch und ließ alle Beine gleichzeitig ausfahren.

Keiner der Schwimmer wurde getroffen, aber erschrocken waren sie alle. Der mit dem Netz hatte mich eben berührt und glaubte nun vielleicht, er hätte die Sprungfedern ausgelöst.

Nun denn, keiner schien darin einen Grund zur besonderen Eile zu sehen, wie es der Fall gewesen wäre, wenn sie im Tankinneren

einen Menschen vermutet hätten. Sie machten weiter und versuc hten, die Hebevorrichtung wie an dem Wrack anzubringen. Nun, da die Beine ausgefahren waren, gestaltete sich das Umspannen des Tanks viel schwieriger, wenn nicht gar unmöglich. Um so besser.

Das Prinzip war ähnlich wie beim Abschleppen des Wracks. Ich nahm an, daß der Zylinder einen chemischen Gasgenerator enthielt, da der Ballon sich gegen großen Druck aufblies. Aber das blieb eine flüchtige Überlegung. Weit mehr war ich daran interessiert, wie die zwei Schwimmer mich an den Dachrand schoben, noch ehe mein Behälter sich deutlich von dem Material abgehoben hatte.

Die Lage begann sich zu meinen Gunsten zu wenden: Bloß zwei Mann, Felsboden in Sicht — halt, nur nichts überstürzen! Vielleicht schiebt man dich genau zu dem Eingang hin, den du gerne finden möchtest. Abwarten, alter Junge! Ich nahm die Finger vom Hebel und verschränkte sie, um ganz sicherzugehen.

Wie die *Pugnose,* so wurde mein Tank vom Zelt heruntergeschoben und dann entlang des Randes weiterbefördert. Die Bewegung erfolgte langsam — auch bei einer praktisch gewichtslosen Ladung mußte eine ganze Menge Wasser aus dem Weg geschoben werden — so daß wir für die Strecke über fünfzehn Minuten brauchten. Ich hielt dabei ständig Ausschau nach dem Eingang in der Erwartung, auf eine Art Lücke im Gewebe zu stoßen, aber das war es nicht, was ich schließlich zu sehen bekam.

Nach einer Viertelstunde drehten meine Abschlepper von den Lichtern ab und hielten auf den Hang zu, der meiner Vermutung nach immer noch rechts liegen mußte. Zweihundert Yards in diese Richtung, und wir erreichten den oberen Rand einer weiteren Senke oder Vertiefung, ähnlich der, in der ich mich vor wenigen Stunden wie in einer Falle gefangen hatte, nur größer. Der Mittelpunkt dieser Senke war noch heller erleuchtet als das Zeltdach, und genau in der Mitte dieses hellen Feldes lag der Eingang.

Sehr genau konnte ich mir die Sache nicht ansehen. Ich handelte nun überstürzt. Ich sah vor mir einen von glatten Wänden umgebenen Schacht von vierzig Fuß Durchmesser, von dessen Rand ein paar Dutzend Leitern hinunterführten. Das Licht drang aus den Tiefen des Schachtes hervor und lag außerhalb meines Sehbereiches. Zwischen mir und der Öffnung tummelten sich ein Dutzend oder mehr Schwimmer, und ihr Anblick war es, der mich zum Handeln trieb. Wenn mich ein ganzer Schwarm von Schwimmern umringte, konnte ich meine Chance, einen Transponder unbemerkt fallen zu lassen, getrost vergessen. Und ohne weitere Zeit mit Überlegungen zu vergeuden, ließ ich Ballast und eines der Instrumente gleichzeitig fallen. Sofort wurde mir klar, daß ich vielleicht einen Fehler begangen

hatte, da jeder einzelne Bleistab auch unter Wasser so schwer war, daß er das Instrument zerschmettern konnte, und als ich spürte, daß der Tank nach oben schnellte, ließ ich ein zweites der kleinen Instrumente fallen. Es bestand immerhin die Möglichkeit, daß meine Begleitmannschaft durch den Ballast abgelenkt worden war — eine Möglichkeit, die zutraf, wie ich später entdeckte.

Ich hörte, wie das Blei auf den Fels auftraf. Und die um das Loch Schwimmenden hörten es ebenso.

Es dauerte wenige Sekunden, bis sie die Lärmquelle entdeckt hatten. Ein Mensch stellt die Richtung, aus der ein Ton kommt, anhand des unterschiedlichen Ankunftszeitpunktes der Schallwelle an den beiden Ohren fest. Wegen der erhöhten Geschwindigkeit des Schalls im Wasser und der Tatsache, daß der Schall auch durch den Fels übertragen wurde, und wegen ihrer Helme, konnten sie nur vage feststellen, wo das Geräusch seinen Ursprung hatte. Als sie nun in meine Richtung kamen, war es die Reaktion auf einen Scheinwerfer, den einer meiner Abschlepper auf sie richtete.

Die zwei ursprünglichen Schwimmer hatten sich an meine Beine gehängt — besser gesagt an die Beine des Tanks. Klar, daß sie mich nicht unten halten konnten. Um ein paar Tonnen Blei zu ersetzen, braucht es mehr als zweier im Wasser treibender menschlicher Körper. Sie wichen nicht von meiner Seite und führten sozusagen die anderen.

Das beunruhigte mich zunächst nicht weiter, da nicht genügend Menschen in Sicht waren, die mich hätten am Grunde festhalten können, und selbst für den Fall, daß es so gewesen wäre, so hätten nicht alle Platz gefunden, sich festzuhalten. Der einzig wirkliche Grund zur Beunruhigung war die Mö glichkeit, daß sich in der Nähe ein Arbeits-Boot mit entsprechender Abschleppvorrichtung herumtrieb.

Und auch vor denen war ich einigermaßen sicher, wenn sie ihr Auftauchen nur wenige Augenblicke hinausschoben. War ich erst außer Sicht, dann mußte man mich mittels Sonar orten, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß das Aussenden von Sonar-Wellen wohl das allerletzte war, was dieser Haufen hier unten wollte. Diese verdammten Wellen pflanzen sich zu schnell fort und sind zu leicht erkennbar. Ich hatte immer noch keine Ahnung, was diese Typen hier vorhatten, doch sah es mir hier so stark nach Illegalität aus, daß ich sicher war, Geheimhaltung würde auf ihrer Prioritätenliste ganz oben stehen.

Die Schwimmer, die sich an mich klammerten, würden sehr bald loslassen müssen. Denn es gibt keine Unterwasser-Atmungs-Einrichtung, mit der ein Mensch drei Fuß pro Sekunde länger als ein paar hundert Fuß aushält, ohne in Dekompressionsschwierigkeiten zu

geraten. Dabei war es gleichgültig, welche Gas-Mischung diese Typen atmeten. Es gibt gewisse physikalische Gesetze, denen sich der menschliche Körper beugen muß.

Die entfernteren Schwimmer kamen näher, als mir dieser Gedanke durch den Kopf ging. Ich konnte sie vor dem verblassenden Hintergrund des beleuchteten Schachtes sehen. Ebenso konnte ich, wenn auch nur schwach, das Licht sehen, das einer meiner Anhalter in ihre Richtung schwenkte. Er schien sich noch immer Hoffnungen zu machen.

Vielleicht war nun tatsächlich ein U-Boot in der Nähe, und er wollte mir so lange auf der Pelle bleiben, bis er dem Boot Zeichen geben konnte. Wenn es aber nicht bald aufkreuzte, würde er die Runde verlieren und bei dem Handel sein Leben einbüßen.

Da sah ich ganz nahe, zwischen mir und dem Licht, noch einen Schwimmer. Mein zweiter Passagier mußte sich wohl losgelassen haben. Wann würde wohl der erste aufgeben? Sein Licht leuchtete immer noch, doch konnte es ihm jetzt kaum mehr nützen. Ich konnte den Schacht nicht mehr sehen, und andererseits konnte von denen unten niemand mehr seine kleine Lampe sehen. Das mußte ihm wohl auch klargeworden sein, denn nach ein paar weiteren Sekunden erlosch es. Ich erwartete nun, er würde loslassen, wie sein Begleiter, da er mit seiner Klammertaktik keine Wirkung erzielte, aber er dachte darüber offenbar anders. Er stellte wohl ganz andere Überlegungen an, und eine davon war von seinem Standpunkt aus eine sehr gute. Mir hingegen gefiel sie weniger.

Das Dual-Phasen-Zeug, aus dem man die Druck-Tanks herstellt, ist kein Metall und unterscheidet sich von Metallen gewaltig durch seine Dehnbarkeit. Aber ähnlich den Metallen verursacht es Lärm, wenn man dagegenschlägt. Ich wußte nicht, womit mein Reiter nun zu schlagen begann, aber der Lärm war gewaltig.

Das kann ich, der ich drinnen hockte, bestätigen.

Ein hübsches, stetiges, sekundenschnelles Schlagen hallte nun durch den Tank, tat meinen Ohren weh und meinen Plänen noch Schlimmeres an. Sein Licht brauchte er nicht mehr. Jedes Arbeitsboot, das auch nur über ein Minimum an Instrumenten verfügte, konnte auf diesen Lärm hin über eine Entfernung von Meilen den Ursprung orten.

Und mir fiel keine Möglichkeit ein, den Kerl zum Aufhören zu bewegen.

V

Gewiß, ich konnte es wieder mit den Beinen versuchen, und ich versuchte es. Aber mittlerweile war es zappenduster geworden, da das Licht vom Eingangsschacht und vom Zeltdach zu einem winzigen Schimmer zusammengeschrumpft war, so daß der Kerl vielleicht gar nicht merkte, daß ich wieder aktiv wurde. Wenn er sich an einem der Beine festhielt, würde es ihn vielleicht aus dem Konzept bringen, falls ich dieses Bein einzog. Andererseits würde er ein paar Schrammen abbekommen, wenn ich es wieder herausschnellen ließ. Tatsächlich aber trat weder das eine noch das andere ein, denn ich betätigte die Beine der Reihe nach etliche Male, ohne damit die kleinste Änderung des Klopfrhythmus zu erreichen.

Nun versuchte ich es mit einer Gewichtsverlagerung, um den Tank ins Rollen zu bringen. Das klappte, doch mein Passagier ließ sich davon nicht stören. Warum auch? Einem Schwimmer ist es egal, wo oben und unten ist, und einem Unterwasser-Anhalter in totaler Finsternis ist es noch gleichgültiger. Ich war eigentlich derjenige, der Grund zur Besorgnis hatte.

Wieso war dieser Typ überhaupt noch am Leben, bei Bewußtsein und dazu noch höchst aktiv? Wir waren mittlerweile mehr als tausend Fuß gestiegen und hatten Druckunterschieden standgehalten, die seinen Anzug eigentlich zum Platzen hätten bringen müssen, falls dieser tatsächlich so dicht abschloß, wie ich vermutete. War dies nicht der Fall und ließ der Kerl Gas ab, um sein Lungenvolumen zu verringern, dann würde er beim Hinuntertauchen in ernste Schwierigkeiten geraten. Überdies hätte ihn längst eine Embolie außer Gefecht setzen müssen, egal, ob er mit dem Volumen Schwierigkeiten hatte oder nicht, oder ob er Helium atmete.

Es war eine schlichte und für mich betrübliche Tatsache, daß er noch immer bei Kräften war und sich nicht abschütteln ließ.

Die Genies in der Aufsichtsbehörde, die diese Mission austüftelten, hatten nichts dergleichen vorausgesehen. Kein Zweifel, irgendein U-Boot würde mich in Kürze aufnehmen — etwas anderes war purer Irrsinn in Anbetracht der Tatsache, daß dieser Kerl noch topfit war und nicht lockerließ. Natürlich gibt es immer wieder verrückte Möglichkeiten, die man nicht außer acht lassen sollte. Vielleicht hatte er sich entschlossen, sein Leben zu opfern, damit sichergestellt war, daß ich nicht wieder an die Oberfläche kam, doch auch diese Version ging davon aus, daß „etwas“ kommen würde. Ein Torpedo etwa, oder eben irgend etwas. Persönlich hatte ich meine Zweifel bei dieser Opfer-Idee. Es gibt natürlich viele Menschen, die ihr Leben für eine Sache hingeben, die ihnen bedeutend erscheint, aber

noch nie war ich einem Gesetzesbrecher begegnet, der so dachte. Und im besonderen noch nie einem Energieverschwender. Bei diesen Typen ist Selbstsucht stets die treibende Kraft.

Schluß mit der Psychologie. Tu etwas! Aber was?

Der Kerl mochte mittlerweile schon ein lebender Leichnam sein, aber er war immerhin noch da und gab Klopfzeichen. Warum nur war ich nicht in einem Arbeitsboot gekommen. Spar dir diese Frage! Eine reine Verschwendung kostbarer Überlegungszeit. Wie kann ich ihn dazu bringen, den Tank loszulassen oder zumindest, mit dem Getöse aufzuhören?

Schlecht formulierte Frage. Ich kann ihn zu gar nichts bringen. Er ist draußen, und ich bin drinnen, und bei diesem Druckunterschied werden wir zwei nie zusammenkommen. Wie kann ich ihn also überreden zu verschwinden oder mit dem Gehä mmere aufzuhören? Solange ich mich mit ihm nicht in Verbindung setze, kann ich ihn auch nicht überreden. Klar.

Ich schaltete meine Lichter ein, sowohl draußen als auch drinnen. Das wenigstens fesselte die Aufmerksamkeit des Burschen. Das Klopfen hörte einen Augenblick auf. Dann setzte es wieder ein, weniger regelmäßig zwar, und ich konnte sehen, wie er sich an eine Stelle hinarbeitete, von wo aus er durch ein Fenster hereinsehen konnte. Ich zog mich so weit zurück, daß er mich klar erkennen konnte, und wir blickten einander sekundenlang an.

Wieder hörte das Gehämmer abrupt auf.

Es war derselbe, der den Tank entdeckt hatte. Ich bin kein Gedankenleser, konnte ihm aber ansehen, daß er erst jetzt gemerkt hatte, daß jemand im Tank hockte und daß ihn diese Entdeckung erstaunte, ihm aber auch Kopfzerbrechen bereitete. Er nahm das Geklopfe wieder auf, nun in einem eher ungleichförmigen Rhythmus. Nach wenigen Sekunden merkte ich, daß er irgendeinen Code aussandte, den ich natürlich nicht verstand.

Ich versuchte ihm gestenreich klarzumachen, daß das Getöse mir Ohrenschmerzen bereitete. Seine einzige Reaktion war ein Achselzucken. Falls mein Wohlbefinden für ihn überhaupt eine Rolle spielte, so stand es jedenfalls nicht an erster Stelle seiner Dringlichkeitsliste. Schließlich war er mit der Code-Meldung fertig und nahm wieder das gleichmäßige Geklopfe auf. Er sah gar nicht wütend aus, machte kein finsteres Gesicht oder schüttelte drohend die Faust oder dergleichen, aber andererseits tat er auch nicht so, als sei ich ein lange vermißter Freund. Ich sah sein Gesicht deutlich und ohne Verzerrung durch den Helm, konnte aber in seiner Miene kein Anzeichen echten Interesses entdecken.

Ich verwendete einige Zeit darauf, ihn dazu zu bewegen, daß er auf meine Gesten reagierte, er aber beachtete mich nicht weiter. Da

fiel mir ein, daß ich ihm eine Nachricht schreiben könnte, die er durchs Fenster lesen sollte, nur wußte ich nicht in welcher Sprache. In einer meiner Taschen fanden sich sogar leere Zettel, dafür aber kein Schreiber, und damit war die Idee erledigt. Schließlich gab ich es auf und schaltete meine Lichter wieder aus.

Warum sollte ich ihm noch Hilfestellung leisten beim Heranlotsen des U-Bootes?

Nun war ich am Ende meiner Weisheit. Mir wollte einfach nichts mehr einfallen. Meine Gedanken wandten sich nun der Frage zu, wie der Bursche hier unten existieren konnte. Während ich die Lichter eingeschaltet hatte, waren wir wieder einige hundert Fuß gestiegen, und sein Anzug hatte nicht eine einzige Blase freigegeben. Ich fragte mich schon, ob es sich tatsächlich um eine Druc kausgleichs-Anlage handelte. Kaum glaublich, daß etwas so Dünnes und Schmiegsames eine Druck-Rüstung sein konnte. Andererseits ließen die Eigenheiten des Zeltdaches erkennen, daß hier unten jemand auf dem Gebiet der Molekulararchitektur gewaltige Fortschritte gemacht hatte. Ich konnte daher nicht behaupten, eine solche Rüstung wäre unmöglich, aber ich hätte mir wenigstens eine vage Ahnung vom „Wie“ und „Woher“ gewünscht.

Rückblickend komme ich mir natürlich dämlich vor. Schließlich hatte ich den Mann gut beleuchtet nur wenige Fuß entfernt vor mir und bemerkte die wichtigste Tatsache nicht. Nun, wenigstens war ich nicht der einzige Dumme.

Das Geklopfe hörte nicht auf. Es war nicht schmerzhaft laut, aber immerhin sehr lästig, ganz im Stil der chinesischen Wassertropfenfolter. Aber der Kerl da draußen mußte ebenso darunter leiden wie ich und hatte dabei noch die Mühe. Und ich wußte eines: solange er klopfte, konnte die angeforderte Hilfe noch nicht nahe sein.

Zweitausend Fuß waren weniger als die halbe Strecke zur Oberfläche, für meinen Anhalter eine unglaubliche Druckveränderung. Und für mich war es kein großer Trost, daß ich jetzt so viel Wasser unter mir hatte. Auch das Doppelte wäre für mich keine Hilfe gewesen. Es war ja nicht so, daß eine ganze Polizeiabteilung oder auch nur ein einziges Boot darauf wartete, mich zu retten. Mein Tank verfügte nur über die normalen automatischen Sendeanlagen, um Hilfe herbeizuholen, und die würden erst an der Oberfläche wieder funktionieren — was ohnehin unwahrscheinlich war. Oben würde zwar in wenigen Meilen Entfernung ein Schiff der Aufsichtsbehörde warten, da der Plan nicht vorsah, daß ich den Tank allein bis zu den Osterinseln steuerte, aber das nützte mir im Moment nicht viel. Das Unwetter tobte wahrscheinlich noch, und man würde mich auf fünfzig Yards Entfernung gar nicht ausmachen können. Und wenn man mich

sichtete, war man vermutlich fürs erste hilflos, weil es unwahrscheinlich war, daß an Bord spezielle Bergungsgeräte vorhanden waren. Auch ein kleineres Meeresgewitter verursacht raue See, und ein auf den Wellen tanzender Drucktank läßt sich nicht so mir nichts dir nichts aus dem Wasser fischen.

Aber auch diese Überlegung brachte einen ermutigenden Aspekt mit sich. Wenn ich an die Oberfläche gelangte, würde sich auch jedes U-Boot schwer tun, mich zu fassen. Meine Sendeanlage würde schon arbeiten und vielleicht — nur vielleicht — würden die Verfolger hübsch Zurückhaltung walten lassen, wenn ein Schiff der Aufsichtsbehörde in der Gegend herumkreuzte. Andererseits war es gut möglich, daß man meiner unbedingt habhaft werden sollte, Augenzeugen oder nicht, weil ich hier unten mehr gesehen hatte, als mir gut tat. Meine erste Hoffnung war mir jedoch wegen ihrer tröstlichen Qualität die genehmere. Als zivilisierter Mensch sollte ich erst viel später auf die Idee kommen, daß man im Falle meiner Gefangenna hme einfach ein Loch in den Tank bohren und mich absinken lassen konnte.

Vielleicht würde ich es schaffen. Die Minuten vergingen. Jede einzelne Minute brauchte dazu zwar scheinbar ein Jahr, aber sie vergingen. Und jede brachte mich zweihundert Fuß den Sturmw ogen näher. Ich hatte den Wetterbericht nicht gehört und würde mich noch einige Stunden unter Wasser aufhalten. Obwohl ich gegen Seekrankheit nicht hundertprozentig gefeit bin, wünschte ich mir tüchtigen Wellengang, damit mein Freund da draußen endlich seinen Griff lockerte. Immerhin etwas, auf das ich hoffen konnte.

Aber dazu mußte ich diese Wellen erst mal erreichen, und ich hatte noch immer eine halbe Meile vor mir. Das Gehämmer hatte noch immer nicht aufgehört. Mittlerweile hätte ich die chinesischen Wassertropfen vorgezogen, aber die wären hier unten, umschlossen von Wassermassen, ein besonders schlechter Scherz gewesen. Ich versuchte, mich von dem Geräusch abzuschließen und mich auf etwas anderes zu konzentrieren — beispielsweise den Druckregler — war seine Nadel nicht ein wenig ins Zittern geraten, was vielleicht auf den Wellengang über uns zurückzuführen war — oder auf die Frage des Essens. Falls es noch Wellengang gab, war es besser, ich wartete mit dem Essen.

Ich wechselte hektisch von einem Fenster zum anderen, damit mir das U-Boot nicht entging, das sicher schon ganz in der Nähe sein mußte. Es war jedoch mein Passagier, der es als erster bemerkte.

VI

Ich wußte, was es bedeutete, als das gleichmäßige Pochen wieder dem ko mplizierten Code wich, doch dauerte es noch eine weitere halbe Minute, bis ich das näher kommende Licht sah. Von einem Fenster aus bot sich mir nämlich ein weiter Gesichtskreis.

Als erstes sah ich nur das Licht, einen einsamen Funken auf tiefdunklem Hi ntergrund, doch konnte kein Zweifel über seine Art und Herkunft bestehen.

Es befand sich seitlich unter uns. Die Richtung änderte sich, als es heller wurde. Offenbar näherte es sich auf einem Spiralkurs und hielt das Klopfgeräusch in einem konstanten Winkel vom Bug, damit der Pilot ständig seine Entfernung von der Lärmquelle schätzen konnte.

Und auch als es ganz nahe war, hatte ich Schwierigkeiten es auszumachen, weil die großen Scheinwerfer genau auf den Tank gerichtet waren und die Strahlung zuwenig diffus war, als daß ich ein ganz in der Nähe befindliches Objekt hätte erkennen können. Das bereitete auch meinem Passagier Kummer, denn er begann einem anderen Code-Wirbel zu klopfen, als das Boot etwa dreißig Yards von uns entfernt haltmachte. Das Licht erlosch.

Stattdessen erhellte ein Dutzend kleinerer Lichtstrahlen den gesamten Bereich. Jetzt konnte ich endlich den Neuankömmling besser in Auge nschein nehmen.

Es glich den U-Booten, die ich kannte, zwar nicht aufs Haar, war ihnen aber doch so weit ähnlich, daß meine Augen gewisse Anhaltspunkte hatten. Es war klein, für ein oder zwei Mann, nicht auf Geschwindigkeit getrimmt, aber mit zusätzlichen Manipulationseinrichtungen sehr gut ausgestattet — mechanische Arme und Hände, Greifhaken, Bohrer, Sonden und sogar etwas, das wie ein Wasserdüsenschaufler aussah. Eine meiner Hoffnungen erlosch jäh. Es hatte immerhin die Chance besta nden, daß ein kleines Boot zu wenig negativen Auftrieb hatte, um den Tank wieder hinunterzuzerren, aber dieser Kahn hier hatte große, gefüllte Auftriebskammern und den dazu passenden Ballast.

Das Boot war unter anderem ein Schlepper. Und wenn es mich fassen konnte, dann konnte es mich auch hinunterziehen. Und ich sah keinen Grund, warum es mich nicht fassen sollte. Zu meiner Verteidigung konnte ich einzig und allein die Beine einsetzen.

Ich war nicht sicher, wie wirksam sich diese erweisen würden, doch hielt ich meine Hände griffbereit über den Hebeln, damit mir keine gute Cha nce entging. Nun stand mir Aktivität ins Haus, und das bange Warten auf das Boot war vorbei.

Als erstes versuchte es der Pilot von oben. Er wollte sich von oben

her auf mich senken. Pure Angeberei, da man sich kaum eine wirkungslosere Methode vorstellen konnte, ein rundes Objekt damit zum Sinken zu bringen. Mein Passagier schien nicht weiter beunruhigt, und ich muß sagen, der Bursche hatte sein Boot in der Hand. Der Schwimmer winkte ihn in die richtige Position, bis ich unter den Auftriebsmittelpunkt geriet. Da wurde der Kontakt hergestellt. Mein Druckanzeiger zeigte prompt an, daß die Aufwärtsbewegung sich ins Gegenteil verkehrt hatte.

Ich wartete ab, in der Hoffnung, mein Passagier würde nun im Inneren des Bootes verschwinden, doch zeigte er nicht die geringste Neigung dazu, und ich mußte ihm schließlich notgedrungen Einblick in meine Technik gewähren. Die war ganz einfach — einfacher, als das Dahinrollen über den Meeresboden, da die Oberfläche über mir viel glatter war. Auch mußte ich mich nur ein kleines Stück bewegen, um etwas zu erreichen. Ein kleines Abrücken von seinem Schwerpunkt verlieh dem Auftrieb meines Tanks einen Drall, der zu stark war für sein Reaktionsvermögen und seine Steuerdüsen. Da er nicht genügend Gewicht in seinen Tanks hatte, um meinem Auftrieb Widerstand entgegenzusetzen, wich er aus, und ich war wieder im Aufsteigen begriffen.

Leider trug ich den Schwimmer noch immer hukkepack, wie ich gleich merkte. Kaum war ich unter dem Boot hervorgekommen, fing er auch schon wieder mit seinem Geklopfe an. Sein Freund brauchte allerdings eine ganze Weile, um seine Maschine wieder in Schuß zu bringen — das verstand ich nur zu gut. Ein Trudeln mit ein paar Tonnen zusätzlichen negativen Auftriebs sind ein Problem für jedes U-Boot — aber er hatte sich viel zu schnell wieder aufgerappelt. Jetzt hatte er keine Lust mehr zum Angeben. Er kam ohne Federlesens mit ausgestrecktem Greifarm auf mich zu.

Ich schaltete meine Außenbeleuchtung ein, teils um es ihm schwerer zu machen, teils, damit ich besser sehen konnte. Das ganze Manöver sollte sich für uns beide als trickreich erweisen. Er mußte etwas finden, was die mechanische Hand fassen konnte, und ich mußte mein Körpergewicht so verlagern, daß der Tank sich drehte und ein Bein in die für mein Vorhaben geeignete Richtung wies. Jetzt kam es mir zugute, daß ich mit den Beinen am Meeresgrund so ausgiebig geübt hatte. Wenigstens wußte ich genau, wo jedes Bein im Verhältnis zu den Fenstern hervorschnellte.

Beim ersten Mal konnte ich ihn überrumpeln. Er hatte wohl nicht alle Möglichkeiten dieser Beine in Betracht gezogen — vielleicht wußte er gar nicht, wie viele ich hatte, obwohl sie von außen gut sichtbar waren. Er paßte sich meiner Aufwärtsbewegung hübsch an, obwohl ich ihm durch Gewichtsverlagerung und Veränderung der Position der Vorderseite des leicht unregelmäßigen Tanks ziemlichen

Ärger machte. Die relativ vertikale Bewegung praktisch null, so kam er langsam näher. Die mechanische Hand streckte sich nach irgendeinem vorragenden Ding aus — ich hatte keine Ahnung, was er vorhatte. Ich rollte seitwärts, um ein Bein auf die Griffhand zu richten, und als diese etwa zwei Fuß entfernt war, ließ ich das Bein vorschnellen.

Die Federn waren ungeheuer stark. Man bedenke, ein Bein sollte dazu dienen, den Tank samt Ballast auf einer Steigung abzustützen und in Position zu bringen. Die Ingenieure, die den Tank bauten, hätten mir genau sagen können, wie viel Pfund Schubkraft dahinterstanden. Ich wußte es nicht, doch ich bekam es zu spüren. U-Boot und Tank wurden feinsäuberlich voneinander abgestoßen.

Die Stoßlinie lief nicht genau durch den Mittelpunkt meiner Nußschale, und ich geriet ein wenig ins Taumeln. Das U-Boot nicht. Entweder hatte der Stoß ihn günstiger getroffen, oder aber er war diesmal mit seinen Steuerdüsen schneller bei der Hand.

Der Kerl war hartnäckig. Er kam wieder näher und versuchte dasselbe noch einmal, nachdem ich wieder ruhiger im Wasser lag. Und ich konnte es ihm mit gleichem Erfolg wieder heimzahlen. Aber ich hatte ja noch immer mein Klammeräffchen auf mir, und das hatte meine Technik durchschaut. Es entfernte sich ein Stück, machte die Hände zum Zeichengeben frei und winkte zehn Sekunden lang in einem komplizierten Rhythmus, dem ich keinen Sinn entnehmen konnte. Dann kam er wieder und klammerte sich von neuem an den Tank.

Das Boot versuchte eine neue Annäherung, ähnlich den ersten beiden, und ich brachte mich in Position für einen dritten Tritt. Mein Freund hingegen hatte anderes im Sinn. Er saß vom Mittelpunkt weiter entfernt als ich und konnte viel mehr Drehfestigkeit ins Spiel bringen. Außerdem konnte er sehen, wo die Beine angebracht waren, und als ich mein Gewicht verlagerte, um das richtige Bein in Stellung auf den näherkommenden Greifer zu bringen, da machte er mir einen Strich durch die Rechnung. Für einen direkten Kampf war er zu gerissen, obwohl er mich wahrscheinlich geschafft hätte.

Statt dessen ließ er mich mein Manöver vollführen, machte dann selbst eine zusätzliche Seitwärtsbewegung, so daß ich über mein Zi el hinausschoß oder die richtige Position verfehlte. Dreimal versuchte ich, in Stellung zu kommen, wenn die Hand auf mich zukam, und verpaßte ihm einen etwas schiefen Tritt, als das Boot in Kontaktnähe kam.

Das Bein streifte den Greifer seitlich, und der Tank geriet ins Drehen, doch war das Bein auf nichts Festes aufgetroffen und hatte uns nicht auseina nderschieben können. Schlimmer noch, der andere hatte nun die Chance, das Bein zu fassen. Seinem Gefühl nach gewiß

das Beste, was ihm passieren konnte. Er umklammerte es mit dem Greifer und drosselte den Auftrieb.

Das erwies sich als Fehler, obwohl es mir nicht soviel weiterhalf, wie vielleicht möglich gewesen wäre. Das Bein war zu schwach, um den Tank zu halten. Es löste sich, und einmal mehr verschwand das Boot unter mir. Ich schaltete prompt meine Lichter aus und hoffte, mein Passagier hätte bei dem letzten Schubs endlich den Halt verloren.

Doch wenn es zutraf, so war er doch nicht weit genug entfernt, um mich aus den Augen zu verlieren. Nach wenigen Sekunden setzte erneut das Gehämmer ein, und gleich darauf waren die Scheinwerfer des U-Bootes bereits so nahe, daß mein eigenes Verdunkelungsmanöver zur leeren Geste wurde. Ich machte wieder Licht, damit der Sparring-Kampf von neuem losgehen konnte.

Diesmal wollte er auf jenen Punkt zu, wo ich mein Bein verloren hatte, damit ich mich drehen und ein zweites Bein in Trittposition bringen mußte. Mein schwimmender Begleiter leistete ihm großartige Schützenhilfe, und eine ganze Weile hatte ich Angst, die beiden hätten mich erledigt.

Der U-Boot-Steuermann war jedoch zu gerissen, um wieder nach einem Bein zu fassen und konnte auch meinen Tritten ausweichen. Er kam immer näher, machte einen Greif-Versuch an einer Stelle meiner Außenfläche, schaffte es aber in der Eile nicht. Er mußte zurück und einen neuen Versuch wagen… und mir blieb Zeit, eine neue Idee in die Tat umzusetzen.

Ich wußte, wo der Schwimmer steckte. Ich konnte ihn so gut sehen, daß ich seine Position ausmachen und sogar abschätzen konnte, nach welcher Seite er nächstes Mal stoßen würde. Ich fing nun an, den Tank in Drehung zu versetzen, wobei der Schwimmer auf dem einen Pol hing, damit er es nicht so rasch merkte. Das klappte, obwohl die Drehung nicht sehr schnell ausfiel — das schaffte ich nicht bei diesem miesen Drehvermögen. Aber das Gewicht des Tankes reichte für meine Bedürfnisse. Einer meiner starken Punkte im Physikunterricht in der Schule war die Mechanik. Ich konnte das vorliegende Problem quantitativ zwar nicht bewältigen, weil ich weder meine Drehgeschwindigkeit oder das Trägheitsmoment des Tanks kannte, aber die qualitative Lösung traf ich auf einen Schlag. Als sich der Greifer wieder näherte, verlagerte ich mein Gewicht und setzte den Tank in Bewegung. Mein Klammeräffchen versuchte seinen üblichen Trick und drückte mich seitlich weg.

Damit drückte er das Bein genau durch den Punkt, den ich wollte. Entweder hatte er alles vergessen, was er über Kreisel gelernt hatte, oder aber er wurde schon müde. Ich traf den Greifer mit meinem Tritt haargenau, und wir wurden wieder voneinander abgestoßen. Hätte ich

in dem Boot gesessen, so hätte ich inzwischen die Sache bis obenhin sattgehabt.

Offenbar brachte der andere mehr Geduld auf. Er war schneller wieder da, als mir lieb sein konnte.

Bei jeder einzelnen Runde unseres Zweikampfes hatte ich drei- bis vierhundert Fuß an Höhe gewonnen. Mich beschlich nun das unbehagliche Gefühl, daß mir die Tricks ausgehen würden, ehe wir die gesamte Strecke bis an die Oberfläche zurückgelegt hätten. Wenn der andere die Geduld aufbrachte, dieselbe Technik immer wieder anzuwenden, würde er mich bald fertigmachen.

Er tat es nicht. Offenbar dämmerte ihm, daß der Greifer doch nicht das geeignete Gerät wäre. Beim nächsten Mal kam er nicht auf gleicher Höhe, sondern etwas höher auf mich zu. Ein Lichtchen flakkerte auf, vermutlich eine Code-Meldung, und mein druckunempfindlicher Freund ließ den Tank los und schwamm auf das Boot zu. Gleich darauf war er wieder zur Stelle und zog eine Leine hinter sich her.

Man war offenbar zu der Ansicht gelangt, daß menschliche Hände vielseitiger waren als mechanische.

Zuerst war ich nicht sonderlich beunruhigt. An der Tankaußenseite gab es außer den Beinen nichts, das zum Befestigen einer Leine geeignet gewesen wäre, und es hatte sich ja bereits gezeigt, daß die Beine das nicht überstanden. Stunden zuvor — nein, eigentlich nicht einmal eine Stunde zuvor — hatte mein Begleiter die Notwendigkeit verspürt, die Kugel mit einem Netz zu umhüllen. Wenn er jetzt keines dabeihatte, war alles gut.

Leider hatte er. Es war größer und schwerer als das erste, was wahrscheinlich auch der Grund war, daß er es nicht mit sich schleppte. Kaum war er über dem Tank angelangt, begann er an seiner Leine zu zerren, und aus einer der Öffnungen tauchte das Netz auf. Er zog es zu sich heran und breitete es so aus, daß mein Tank beim weiteren Aufsteigen genau hineintreiben würde.

Beim ersten Mal schaffte er es nicht, obwohl ich keine Gegenmaßnahmen unternahm. Er hatte einfach sein Netz nicht rechtzeitig ausgebreitet. Ich prallte gegen das Netz, als es erst halb geöffnet war. Sein Gewicht verteilte sich auf meinem Tank nicht gleichmäßig und drückte auf eine Seite, so daß ich automatisch darunter hervorrollte und weiter zur Oberfläche emportrieb. Aber auch das Boot stieg, und das Netz trieb hinunter, soweit es die Leine gestattete, und faltete sich wieder zusammen.

Der Kerl im Boot mußte es mechanisch einrollen, während der Schwimmer sich wieder an den Tank klammerte. Dann konnte alles wieder von vorne beginnen.

Damit waren aber wieder ein paar hundert Fuß gewonnen.

Beim nächsten Versuch breiteten sie das Netz viel weiter über mir aus. Ausgebreitet aber war es noch weniger manövrierfähig als der Tank. Mit ein wenig berechnetem Manövrieren, indem ich nämlich die äußeren Unregelmäßigkeiten meine Steigerichtung beeinflussen ließ, schaffte ich es wieder, mich wie vorhin davonzurollen. Das gegnerische Team brauchte zwei zusätzliche Schwimmer, entschied ich.

Es sollte sich herausstellen, daß ein einziger zusätzlicher Schwimmer genügte. Wieder wurde das Netz eingeholt, das Boot stieg höher, richtete seinen Auftrieb so ein, daß es langsamer stieg als ich, und dann kam der Pilot herausgeschwommen und ging dem Schwimmer zur Hand. Jeder faßte eine Ecke des Netzes, wobei das Boot die dritte Ecke bildete. So bildeten sie ein großes Dreieck, das sie genau über mir halten konnten. Ich hielt auf das Boot zu, das jetzt unbesetzt schien und sich nicht darauf versteifen würde, das Netz krampfhaft ausgebreitet zu halten. Es klappte nicht. Die Männer bewegten sich ein Stück in dieselbe Richtung und ließen das Netz auf mich herabsacken.

Als nächstes wußte ich nur, daß es um mich herumgewickelt wurde und ich keine Möglichkeit mehr hatte, davonzurollen. Die Schwimmer kamen aus ihren Ecken und banden das Netz unten zusammen.

Wenn sie es schafften, dann war ich erledigt. Ich sah ihnen genau zu, versuchte herauszufinden, wie ich ihnen einen Strich durch die Rechnung machen könnte — vor allem wollte ich herausbekommen, ob sie das Netz gleichmäßig auf mir verteilten. Da erspähte ich eine Chance und ergriff sie — leider.

Einer der Männer war näher am Tank, ein wenig unterhalb, und zog eben ein Stück Netz näher.

Möglich, daß es der Mann aus dem U-Boot war — ich hatte keine Zeit, ihn mir näher anzusehen. Er kannte sich jedenfalls bei meinem Beinsystem nicht so gut aus wie der andere. Kaum war er in einer günstigen Position, ließ ich ihn es auch spüren.

Meine Absicht — falls ich überhaupt eine hatte, denn ich hatte zum Oberlegen keine Zeit — war es, ihn aus dem Weg zu stoßen, damit ich mich aus dem Netz herausrollen konnte. Dabei hatte ich bestimmt nicht die Absicht, ihm ernsten oder dauerhaften Schaden zuzufügen. Die Scheibe am Fußende traf ihn an der rechten Seite. Es war unvermeidlich, daß dabei ein paar Rippen zu Bruch gingen. Er wurde herumgeschleudert wie ein Hai, der mit einem Delphin zusammenstößt. Die Leine wurde ihm praktisch aus der rechten Hand gerissen, ein Werkzeug, dessen Zweck ich nicht kannte, entfiel seiner linken. Er begann zu sinken und würde alsbald in der Schwärze

verschwinden.

Der zweite Schwimmer aber hatte ihn gepackt, noch ehe er ganz in die Finsternis abgesackt war.

Es sah aus, als hätte ich ihn erledigt. Er war ganz schlaff, als sein Freund ihn zum Boot hin abschleppte. Aber so ganz genau sah ich gar nicht hin, teils, weil ich versuchte, mich aus dem Netz zu rollen, teils, weil mir leid tat, was ich da angerichtet hatte.

Mit dem Rollen haperte es jedoch. Sie hatten bereits ein paar Knoten richtig festmachen können, und ich fürchtete schon, ich würde von dem verdammten Netz nie mehr loskommen. Eine halbe Drehung schaffte ich und hatte nun den Tankboden über mir, doch das brachte mir nichts ein. Bei dieser Drehung wickelten sich die Maschen noch enger um den Tank.

Nun befand ich mich ein Stück oberhalb des U-Bootes — wie schon gesagt, hatten sie es darauf abgestellt, langsamer zu steigen als der Tank —, und durch die Spannung der Leine, die das Netz mit dem Boot verband, geriet ich direkt über letzteres.

Dadurch geriet es aus dem Gleichgewicht, wie ich sah, da die Leine nicht im Schwerpunkt befestigt war. Ich beobachtete nun hilflos, aber hoffnungsvoll, ob das Seil imstande war, mich hinunterzuziehen, als man das Boot belastete.

Ich sollte es nicht erfahren. Der Unverletzte schleppte seinen Kameraden zum Boot, öffnete die große Luke und bugsierte ihn mühsam hinein. Bis zu diesem Zeitpunkt waren wir ständig aufgestiegen. Jetzt sah es aus, als würde das Boot schwerer, denn die Leine straffte sich, und mein Druckanzeiger änderte die Richtung. Das Boot, das sich beruhigt hatte, nachdem die Männer an Bord gegangen waren, sackte nun mit dem Heck voran ab. Die von der Leine ausgeübte Zugkraft war zu stark, als daß man sie durch Ballastverschiebung hätte ausgleichen können, falls überhaupt in den Tanks genügend Totalgewicht war, um einen Abstieg zu ermöglichen. Offenbar hatte die Jagd auf mich Vorrang vor dem Ruhighalten des Bootes. Ich drückte beide Daumen und hoffte, die Leine würde endlich nachgeben.

Sie gab nicht nach, aber die Geduld eines gewissen Jemand tat es. Möglich, daß der Schwimmer, den ich getroffen hatte, schwerer verletzt war, obwohl ich es nicht hoffte. Was immer der Grund sein mochte, es wurde jedenfalls entschieden, daß nun Geschwindigkeit Vorrang hatte.

Ganz plötzlich warf er Seil, Netz und alles ab und verschwand in Sekundenschnelle. Ich war allein und trieb der Oberfläche entgegen. Beinahe ein negativer Höhepunkt.

Aber auch ein Tiefpunkt. Der kurvenreiche Kampf hatte insgesamt nur zehn bis fünfzehn Minuten gedauert und hatte mich körperlich

nicht stark beansprucht, und trotzdem hatte ich das Gefühl, ich hätte eben zehn Runden mit einem Gegner absolviert, der mehrere Gewichtsklassen über mir lag. Jetzt war ich in Sicherheit. Ohne Sonar-Einsatz bestand nicht die geringste Chance, daß sie mich wieder schnappten. Jetzt hockte mir niemand mehr auf der Pelle und sandte von meinem eigenen Gehäuse Schallwellen aus. Gleichzeitig fiel mir ein, daß ich die Lichter ausmachen mußte. Nur mehr knappe zweitausend Fuß waren über mir, wenig mehr als zehn Minuten, falls das Gewicht von Netz und Leine diesen Wert nicht zu stark beeinträchtigte. Ich behielt die Meßinstrume nte eine Zeitlang im Auge und sah, daß es nicht der Fall war. Nun übermannte mich zum ersten Mal, seitdem ich von der Oberfläche hinuntergetaucht war, der Schlaf.

VII

Ich erwachte, weil ich wie wild herumgeschleudert wurde.

Das Gewitter war in vollem Gange. Genauer gesagt, ich erwachte, weil mir die Kante der Steuerkonsole eins über den Kopf gab.

Der Hieb war nicht hart genug, um meinen Schädel oder der Konsole ernsthaft Schaden zuzufügen.

Er war nur sehr unangenehm. Unangenehm war übrigens die ganze Situation. Schon in einem stabilen Boot ist das Auf— und Niederta nzen auf fünfzehn Fuß hohen Wellen kein Genuß. In einem beinahe kugelförmigen Behälter, der praktisch keine Neigung zu einem deutlichen Oben und Unten hat, ist dieser Zustand noch viel unerträglicher. Ich hatte bereits einiges erlebt, darunter den freien Fall im All, was wahrhaftig kein Vergnügen ist, aber ich ziehe ihn jederzeit dem Dasein als menschlicher Volleyball inmitten eines auch nur mittelmäßigen pazifischen Gewitters vor. Wieder so ein Punkt, dem bei der Konstruktion der Unterwasser-Rettungsbehälter zu wenig Beachtung geschenkt worden war. Man hatte das Aufsteigen an die Oberfläche als wichtiger eingestuft als das Wohlbefinden danach. Mir blieb nun nichts übrig, als das Sendegerät einzuschalten und dabei meinen Magen möglichst stabil zu halten.

Dabei konnte ich nicht mal sicher sein, daß jemand empfangen würde — meinen Funkspruch, versteht sich. Doch standen meine Chancen nicht zu schlecht, da meine Rückkehr ja erwartet wurde.

Aber bei mir hatten sich in jüngster Zeit mehrere recht gute Chancen als Pleiten erwiesen.

Nicht mal einschlafen konnte ich. Ein Glück, daß ich so viel Vernunft hatte, nichts zu essen, obwohl ich noch vor kurzem Appetit gehabt hätte. Mein leerer Magen machte sich jetzt bezahlt, weil er dem Brechreiz nicht nachgeben konnte. Ich war mome ntan völlig handlungsunfähig. Zu dieser physischen Zerreißprobe kam die psychische Belastung des Aufstiegs vom Meeresboden. Doch es hat wohl wenig Sinn, wenn ich mich weiter darüber verbreite. Ich könnte womöglich auf Verständnis stoßen.

Jetzt wünschte ich, ich hätte mir die Mühe gemacht festzustellen, wie lange das Gewitter noch andauern würde. In diesem Fall hätte ich mir durch einen gelegentlichen Blick auf die Uhr Trost verschaffen können. Wie die Dinge nun aber standen, war es besser, wenn ich diese Blicke vermied.

Denn die Zeit verging quälend langsam. Statt der Uhr behielt ich lieber die anderen Instrumente im Auge, obgleich ihre Werte auch keinen Trost darstellten — und ich war machtlos dagegen.

Nie hätte ich es für möglich gehalten, daß das Aufhören einer

ständigen Bewegung etwas anderes bringen könnte als Erleichterung. Hätte jemand das Gegenteil behauptet, so wäre ich in diesem Auge nblick ausfällig geworden aus Angst, er könnte womöglich recht behalten. Leider stimmte es. Das Ende kam nämlich viel zu plötzlich.

Als erstes hörte das Schlingern auf. Der Tank hüpfte zwar noch immer auf und nieder, schien sich aber endlich ein Oben und Unten zugelegt zu haben. Schließlich hurte auch dieses Auf und Nieder auf. Zu diesem Zeitpunkt bestand eigentlich kein Grund für einen Blick zum Druckanzeiger, ich schaute trotzdem hin.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Der Tank war wieder im Sinken begriffen.

Eines stand fest: es handelte sich um kein gewöhnliches Sinken. Der einzige Hohlraum, der dem Tank Schwimmkraft verlieh, war der, in dem ich hockte. Ich hätte ein Leck als Erster bemerken müssen. Nein, nein, ich wurde nach unten gezogen.

Und die Möglichkeit, ein Riesenkrake hätte mich erwischt, konnte ich ausschließen. Der Sonar-Monitor zeigte im Moment nichts an. Und eventuelle Anzeigen der letzten Stunde hatte ich verschlafen.

Es gab nur eine einzige vernünftige Erklärung für das Sinken. Ich sah nach unten, ohne zu wissen, was ich zu sehen hoffte, und sah tatsächlich nicht viel. Das U-Boot hatte seine Lichter nicht eingeschaltet. Ich selbst machte Licht, konnte aber nur die Leine sehen, die nun straff nach unten führte von dem Netz aus, das fest um mich gewickelt war, bis hin zu einem undeutlichen Rumpf, der kaum mehr auszumachen war.

Die Leine war für das Vorhaben genau richtig.

Wir sanken nun viel schneller, als mein ursprünglicher Ballast mich hinuntergezogen hatte. Wenn die Eigentümer des Seils ihm unter so großer Beanspruchung Vertrauen schenkten, war es wohl zwecklos, ihrem Urteil mit Zweifeln zu begegnen.

Die Hoffnung, das Seil könne reißen, konnte ich fahren lassen. Ich rechnete damit, in etwa zwanzig Minuten auf dem Meeresgrund anzukommen und ließ es dabei bewenden.

Wenigstens konnte ich jetzt etwas essen. Ich nahm also eine Dextrose-Kapsel mit soviel Ruhe zu mir, wie ich aufbringen konnte. Mir blieb nichts anderes übrig. Sie hatten mich geschnappt.

Wir befanden uns noch einige hundert Fuß über dem Grund, als sich Gesellschaft zeigte. Zwei weitere U-Boote, hellerleuchtet, glitten näher. Es waren Arbeitskähne, ähnlich dem, mit dem ich mich vor einigen Stunden herumgeschlagen hatte. Falls sie mit dem, der mich schleppte, in Verbindung standen, dann war es einer, den meine Instrumente nicht registrieren konnten. Ihre Manöver waren jedenfalls

hervorragend koordiniert. Erst ging der eine, dann der andere Neuankömmling längsseits und benutzte seine ›Hände‹ um an meinem Netz mehrere hakenbewehrte Metallstücke anzuhängen.

Die Gewichte entlasteten nun das Schleppseil so stark, daß damit jede, auch noch so kleine geheime Hoffnung, es könnte reißen, erledigt war.

Dann löste sich ein Schwimmer von jedem Boot und bezog neben mir Stellung. Sie hielten sich ebenfalls an dem Netz fest. Ich machte schnell Licht, konnte aber keines der Gesichter erkennen.

Ich fragte mich schon, was aus dem Burschen geworden war, den ich so schwer getroffe n hatte, und was seine Freunde wohl von mir denken mochten.

Das menschliche Bewußtsein schweift oft auf den seltsamsten Seitenwegen ab.

Nicht ein einziges Mal während dieser Abschleppaktion dachte ich an ihre Reaktion darauf, daß ich ihre offensichtlich ge heime Anlage entdeckt hatte. Hätte ich daran gedacht, so hätte ich mir wahrscheinlich sagen müssen, daß sie den Tank mühelos hätten knacken können, wenn sie ernsthaft etwas gegen mich unternehmen wollten.

Schließlich kam der Meeresboden in Sicht.

Diesmal war er unbeleuchtet. Zuerst dachte ich, sie hätten ihre Lichter ausgemacht. Dann wurde mir klar, daß der Sturm mich ein Stück abgetrieben haben mußte, wahrscheinlich befand sich das Zelt in einiger Entfernung von uns. Hier gab es nun einen ganz gewöhnliche n Meeresboden mit Krabbenhöhlen. Das konnte ich beurteilen, weil das Boot nach dem Aufsetzen das Seil einholte und mich etwa zwanzig Fuß über dem Boden schweben ließ. So konnte ich mir das Boot auch gründlich ansehen und feststellen, daß es nicht das von früher war. Es war nämlich doppelt so groß.

Ansonsten unterschied es sich nicht sehr stark vom allgemeinen Typ. Außen herum jede Menge Zusatzgeräte — womöglich sogar noch mehr. Es war ein Arbeits— und kein Reiseboot. Auch ohne meinen Tank hätte es keine große Geschwindigkeit machen können, doch ich bemerkte immerhin, daß wir uns bewegten. Zweifellos ging es nun entweder zu dem Eingang, den ich schon kannte, oder zu einem anderen. Ich hielt aufmerksam nach den Lichtern Ausschau.

Es stellte sich heraus, daß wir einem anderen Eingang zustrebten. Wir brauc hten dazu zwei Stunden, obwohl die Schätzung rein akademisch ist, da ich ja nicht wußte, wann und wo wir gestartet waren.

Dieser Schacht war kleiner als der andere, das beleuchtete Zeltdach nirgendwo zu sehen.

Dieser Eingang maß nur etwa fünfundzwanzig Fuß im Durchmesser, war also viel zu klein für mein Abschleppboot. Für die beiden anderen hätte es eben gereicht. Er war vollkommen zylindrisch, mit vertikalen Seiten und öffnete sich wie der andere Eingang am Grunde einer flachen Senke. Ich hatte keine Mühe, alle Einzelheiten auszumachen, da er hell erleuchtet war.

Zahlreiche Leitern führten vom Rand hinunter.

Als ich näher herankam, sah ich, daß sie nicht ins Nichts führten. Ich konnte die unteren Enden der Leiter auf der gegenüberliegenden Seite des Schachtes sehen.

Im Loch und drumherum tummelten sich Schwimmer, die offenbar auf uns gewartet hatten.

Als wir näherkamen, paddelten sie gemächlich daher und drängelten sich um den Tank. Mein Abschleppboot hatte neben dem Eingang auf dem Boden aufgesetzt.

Mein Tank trieb nun nach oben, leicht in Vorwärtsrichtung, bis das Schleppseil vertikal war.

Einer der Schwimmer gab winkend ein Signal, und ich bekam wieder ein Stück Ballast an mein Netz gehängt. Damit war das Seil entspannt, und ich sank tiefer.

Wieder gab der Schwimmer ein Zeichen, und das große Boot ließ die Leine frei. Ein paar Männer packten das Seil. Die anderen faßten nach dem Netz, und alle zusammen schoben mich auf den Schacht zu. Das schien mir nun das Allerletzte.

Falls die nicht so dämlich waren, mich genau unter ihrem Loch im Dach stehenzulassen, was auch in der realistischen Literatur des zwanzigsten Jahrhunderts nicht als glaubwürdig gegolten hätte, wäre auch die entfernteste Cha nce einer Rückkehr ohne ihre Einwilligung und Hilfe geschwunden, sobald ich den Eingang passiert hatte.

Beinahe wäre ich in Panik geraten. Man möge mir die Frage erlassen, warum ich manchmal solche Ängste verspürte und im nächsten Moment wieder ganz ruhig und ausgeglichen war. Ich könnte es nicht erklären. So bin ich eben, und wem dies nicht gefällt, der möge sich damit trösten, daß es nicht sein eigenes Problem ist.

Was ich in diesen wenigen Minuten überlegte oder tat, weiß ich nicht mehr. Und wenn ich mich erinnern könnte, würde ich es vermutlich niema ndem sagen wollen. Eines stand jedenfalls fest: ich konnte überhaupt nichts tun. Ich verfü gte über soviel Handlungsfreiheit wie ein Goldfisch in seinem Glas, und das ist ein Zustand, der einen Menschen ganz schön auf Touren bringen kann, einen Me nschen, der schließlich daran gewöhnt ist, seine Umgebung wenigstens annähernd im Griff zu haben.

Am Rande des Schachtes hatte ich mich wieder beruhigt. Auch

dafür kann ich keinen Grund angeben, bin aber imstande, in diesem Fall wenigstens des Ergebnis zu registrieren. Als wir die oberen Enden der Leitern erreichten, trat eine Pause ein.

Man umdrängelte mich und hängte, um das Maß voll zu machen, weiteren Ballast an mein Netz. Die Schwimmer ihrerseits holten sich Werkzeuggürtel von den Haken an den Leiterenden und banden sich die Gürtel um die Mitte. Ich konnte nicht recht einsehen, warum die diese Dinge drinnen mehr brauchten als draußen. Dann aber kam mir der Gedanke, das die Werkzeuge womöglich dazu dienen sollten, meinen Tank zu knacken. Ich schob diesen Gedanken für den Augenblick entschieden beiseite.

Von innen war der Schacht einem Loch in der Decke noch ähnlicher. Die darunterliegende Ka mmer war viel größer, als ich es mir vorgestellt hatte.

Sie maß hundert Fuß im Geviert. Der Eingang war einfach ein schwarzer Kreis über mir, der immer kleiner wurde. Die Schwimmer drückten mich gegen eine der Wände.

Zunächst dachte ich, das das Rollen über die De kke einfacher sein würde als dieselbe Aktion auf dem Meeresgrund, doch ließ ich den Punkt als irrelevant und akademisch gleich wieder fallen. Meine Moral hob sich, war aber immer noch ziemlich mies.

Na, wenigstens war ich noch am Leben und hatte sogar meine Aufgabe teilweise erfüllt. Ich hatte den Transponder in der Nähe eines Eingangs abgesetzt, und die Chance, das er nicht entdeckt worden war, schien nicht so gering. Mein Rettungsruf an der Oberfläche war einige Stunden lang gelaufen, und die Chancen, daß er gehört worden war, waren ausgezeichnet. Die Aufsichtsbehörde würde nun wissen, das ich etwas unternommen hatte, und würde gewiß Nachforschungen nach meinem Verbleib anstellen. Und wenn man den Meeresgrund mit weitgestreutem Sonar absuchte, würde man kaum die glatte Zeltoberfläche übersehen, auch für den Fall, daß die Transponder nicht funktionierten. Eigentlich war es in Anbetracht der Größe des Zeltes erstaunlich, daß ganz gewöhnliche Tiefenmesser es nicht bereits registriert hatten.

Diesem Punkt hätte ich mehr Überlegung widmen sollen, obgleich meine Moral damit sofort wieder eine Talfahrt ange treten hätte. Aber so konnte ich mich der Hoffnung hingeben, daß man diese Einrichtung ziemlich bald entdecken würde, auch wenn man mich zunächst nicht finden sollte.

In dem großen Raum gab es wenig Bemerkenswertes. Zunächst nahm ich an, es handle sich dabei um eine Druckschleuse oder den Vorraum zu einer solchen, doch der große Tunnel, der hier abzweigte, hatte keine Tür. An den Wänden waren kleinere Paneele, die Schleusen hätten sein können — einige waren so groß, daß ein

Mensch darin Platz gehabt hätte.

Die Schwimmer schleppten mich an den Tunneleingang und dann hinein. Der Durchmesser betrug hier zwanzig Fuß, mehr als genug für den Tank.

Der Tunnel war fast ebenso gut beleuchtet wie der Raum, den wir eben verlassen hatten. Wieder packte mich Wut auf dieses Pack, das hier so verschwenderisch mit seiner Energie umging. Auch fragte ich mich, woher sie soviel Energie gewannen. Meine Arbeit brachte es natürlich mit sich, daß ich schon öfters mit Energie-Schmugglern zu tun gehabt hatte. Noch nie hatte ich es mit einer Vergeudung dieser Größenordnung zu tun gehabt.

Wir bewegten uns nur wenige Yards — etwa zwanzig — den Tunnel entlang, bis wir wieder einen großen Raum erreichten. Dort zerrte man mich hinein. Von seinem Boden aus verliefen mehrere kleinere Tunnels — oder vielleicht sollte ich sagen Schächte. Auf den ersten Blick zählte ich acht.

Keine dieser Öffnungen hatte Klappen oder Türen.

Offenbar stand ein großer Teil der Installation unter Wasser und unter Außendruck. Vielleicht war es eine Mine. Das hätte die Herkunft der Energie erklärt, wenn es sich bei dem geförderten Produkt um Uran oder Thorium handelte. Das Freihalten aller Windungen und Tunnels einer Unterwassermine von Wasser wäre höchst unpraktisch gewesen.

Mir blieb kaum Zeit, diesen Gedanken durch mein Gehirn jagen zu lassen, während die Schwimmer mich samt meinem Tank auf den Boden setzten. Der Tank wollte ein Stück wegrollen, und ich ließ drei Beine ausfahren, die uns stützen sollten. Ein Glück, daß alle drei durch die Netzmaschen hindurchfa nden. Das war also erledigt, und ich konnte mir die Menschen um mich herum ansehen und abwarten, was sie als nächstes tun würden.

Jetzt waren sie dran.

Mittlerweile habe ich mich daran gewöhnt, aber allein die Erinnerung daran, was sie nun taten und die Wirkung auf mich gefällt mir gar nicht.

Sie nahmen ihre Helme ab. Eine Meile unter der Meeresoberfläche, unter einem Druck, der Meeresschwämme zerquetscht und Metall zu dünner Folie plattgedrückt hätte, nahmen sie ihre Helme ab.

VIII

Aus dem Gesagten geht bis jetzt wohl klar hervor, daß ich kein Psychologe bin, wenn ich auf diesem Gebiet auch über gewisse angelesene Kenntnisse verfüge. Soviel ich weiß, ist es möglich, daß eine Person ihren Sinnen schlicht und einfach mißtraut, wenn das, was sie ihr melden, stark von dem abweicht, was sie zu glauben meinte. Tatsächlich bin ich Menschen begegnet, die behaupteten, daß diese Fähigkeit das einzige sei, was die meisten von uns bei gesundem Verstand erhält. Bis zu diesem Augenblick war ich beiden Behauptungen mit Zweifel begegnet. Jetzt bin ich mir nicht mehr so sicher.

Ich hatte gesehen, daß wir vom definitiven und erkennbaren Meeresgrund und seinen Bedingungen an den Ort gelangt waren, an dem wir uns nunmehr befanden. Ich hatte weder vor noch hinter uns etwas bemerkt, was einer Tür, einem Ventil oder einer Schleuse auch nur annähernd ähnlich gesehen hätte, und dabei hatte ich gut achtgegeben. Meines Wissens und Glaubens befand sich der Tank daher nun in einem mit Meerwasser gefüllten Raum unter einem Druck, der ungefähr einer Meile Tiefe entsprach.

Ich hatte die Menschen, die nun mit mir in dem Raum waren, draußen im Meer schwimmen gesehen — zum Großteil dieselben Menschen. Ich hatte sie gesehen, wie sie mich hier hineingeschafft hatten. Auch sie befanden sich unter hohem Wasserdruck, hatten sich die ganze Zeit über darin befunden. Im Augenblick vergaß ich, wie deutlich ich draußen im Wasser dieselben Gesichter gesehen hatte, aber auch wenn ich mich erinnert hätte, wäre mir die Ähnlichkeit im Moment nicht aufgefallen.

Ich hatte gesehen, wie sie die Helme abnahmen, noch immer im Hochdruc kwasser. Nein, das alles konnte ich nicht auf einmal glauben. Da fehlte etwas, doch ich konnte nicht glauben, daß es sich neuerdings um eine sichtbare Tatsache handelte.

Während des Sturmes war ich ganz schön herumgeschubst worden, und mir war die Technik entgangen, mittels derer man mich gefunden ha tte, aber ich war weder damals noch später ohne Bewußtsein gewesen. Ich litt unter Schlafmangel, war aber noch nicht so benommen, daß mir etwas Wichtiges entgangen wäre. Ich konnte davon ausgehen, daß meine Beobachtungen vollständig und vernünftig waren. Da ich aber trotz dieses Glaubens von der Wirklichkeit um eine Phase verschoben war, mußte es etwas geben, das ich nicht wußte. Es war höchste Zeit, sich um meine Weiterbildung zu kümmern.

Meine persönliche Zukunft machte mir keine großen Sorgen. Falls

überhaupt die Absicht bestand, sich meiner zu entledigen, dann hätte man es schon früher und viel müheloser machen können — und wie schon gesagt, hegte ich tiefinnerlich die Überzeugung, daß man hier etwas Endgültiges mit mir anstellen würde. Falls jemand meint, das passe nicht zu meiner geistigen Verfassung von vorhin, so möge er gefälligst einen Psychiater aufsuchen.

Ich hatte noch Atemluft für zwei Tage im Tank.

Wahrscheinlich würden me ine neuen Freunde noch vor Ablauf dieser Zeit etwas tun, um mich herauszukriegen — obwohl mir nicht so ohne weiteres klar war, was das sein würde, wenn ich mir das Problem näher überlegte. Wie immer ich es ansah, den nächsten Schritt mußten die anderen tun. Vielleicht nicht sehr tröstlich klingend, und doch tröstete es mich.

Offenbar hegte die Gegenseite ähnliche Gefühl — nicht was den Trost betrifft, meine ich, sondern, daß der nächste Schritt bei ihnen lag. Sie sta nden in einer Gruppe beisammen zwischen dem Tank und der Öffnung, durch die wir hereingekommen waren, und diskutierten miteinander. Ihre Stimmen konnte ich nicht hören und kam nach einer Weile zu dem Schluß, daß sie nicht richtig sprachen. Das alles ging mit einem gewaltigen Aufwand an Gesten vor sich. Es mußte sich um eine sehr umfassende Zeichensprache handeln. Sehr vernünftig, wenn man viel Zeit unter Wasser verbrachte und dort auch arbeitete. Ich begriff aber nicht, warum sie sich jetzt dieser Sprache bedienten, da mein gesunder Me nschenverstand nur ungern eingestand, daß sie sich momentan im Wasser befanden.

Nach einer Weile hatten sie sich jedenfalls geeinigt, und zwei aus der Gruppe schwammen — jawohl, sie schwammen — in einen der kleineren Schächte hinein.

Mir fiel ein, daß sie unter Wasser wenigstens hören müßten, wenn sie schon nicht sprechen konnten.

Ich versuchte es mit Klopfzeichen an den Tankwänden, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen — leise, im Hinblick auf meine erst kurz zurückliegende Erfahrung mit Tank-Pochen. Ja, sie konnten hören, obwohl sie, wie erwartet, Schwierigkeiten hatten, die Richtung des Geräusches festzustellen.

Sie brauchten eine Weile, bis sie erkannt hatten, daß ich der Schuldige war. Sie kamen geschwommen und nahmen um den Tank herum Aufstellung und guckten durch die Bullaugen herein. Ich schaltete meine Innenbeleuchtung ein. Keiner schien erstaunt über das, was er sah, obgleich die Zeiche nsprache ununterbrochen und lebhaft weitergeführt wurde.

Ich versuchte zu schreien. Das tat den eigenen Ohren weh, da das Geräusch von den Tankwänden zurückgeworfen wurde, ein bißchen

aber hätte auch hinausdringen müssen. So war es denn auch. Einige schüttelten den Kopf und wollten mir wohl andeuten, daß sie mich nicht verstanden. Da ich keine Wörter geäußert hatte, war es nicht weiter verwunderlich. Ich versuchte ihnen mitzuteilen, wer ich war — indem ich meinen Namen natürlich ungenannt ließ — und das in allen drei Sprachen, die ich angeblich fließend beherrsche. Dasselbe versuchte ich in zwei anderen, in denen ich mich lediglich mittelprächtiger Kenntnisse rühmen kann. Mehr als ein Kopfschütteln erreichte ich damit nicht, zwei oder drei schwammen sogar fort. Offenbar ließen sie mich als hoffnungslosen Fall links liegen. Kein einziger machte einen Versuch, mit mir mittels Zeichen oder Geräusch in Verbindung zu treten.

Schließlich wurde ich heiser und mußte aufhören.

In den nächsten zehn Minuten geschah nicht viel.

Ein paar weitere trollten sich, andere kamen. Wieder Zeichensprache. Zweifellos wurden die Neua nkömmlinge über mich informiert. Sie alle trugen Overalls ähnlich denen, die ich draußen gesehen hatte, einige davon in grellen Farben. Ich gewann den Eindruck, es handle sich um die Unterscheidung zwischen Arbeitskleidung und gehobenerem Anzugstil, obwohl ich keinen objektiven Grund für diese Annahme geben kann.

Dann tauchten aus den Tunnels neue Schwimmer auf, weniger komplett gekleidet, und die Dinge gerieten in Schwung. Einer drängelte sich durch die Schar der Neugierigen an den Tank und klopfte sachte. Sehr erholsam, daß jemand meine Aufmerksamkeit suchte, statt andersherum, aber die richtige Überraschung kam erst, als ich den Ne uhinzugekommenen erkannte.

Es war Bert Whelstrahl, der vor einem Jahr verschwunden war.

IX

Auch er erkannte mich, daran gab es keinen Zweifel. Als er mich durchs Fenster sah, setzte er ein Karusselpferdgrinsen auf, trommelte mit den Knöcheln an den Tank und zog eine Braue mit einem Ausdruck hoch, der wohl bedeuten sollte: „Du liebe Güte, was machen wir bloß mit ihm!“ Ich war der Ansicht, die Situation rechtfertige den Einsatz meines letzten Stimmrestes und rief: „Bert! Hörst du mich?“

Er nickte und vollführte eine Handbewegung, Handflächen nach unten, die ich dahingehend interpretierte, daß ich nicht so laut schreien müßte.

Das war eine Erleichterung. Ich schraubte mein Volumen zurück, und nach einigem Hin und Her entdeckte ich, daß ich kaum lauter als im normalen Gesprächston sprechen mußte, damit er mich hörte.

Ich begann, ihm Fragen zu stellen, doch er gebot mir mit einer Handbewegung Einhalt und machte weitere Zeichen. Er hielt sich die Nase und mit der anderen Hand den Mund zu. Dann hielt er sich das linke Handgelenk vors Gesicht, als sähe er auf die Uhr, obwohl er gar keine trug.

Ich kapierte sofort. Er wollte wissen, wie viel Atemluft ich noch vorrätig hatte. Ich warf einen Blick auf die Instrumente, machte mich ans Kopfrechnen und rief dann hinaus, daß ich noch etwa Luft für fünfzig Stunden in den Tanks hätte.

Da steckte er einen Finger in den Mund und zog die Brauen hoch. Ich antwortete, indem ich die teilweise leere Schachtel mit den Dextrose-Pillen hochhob. Er nickte und machte ein nachdenkliches Gesicht. Dann folgte minutenlange Gesten-Sprache mit den ihn Umgebenden, deren Kopfbewegungen das einzige mir Verständliche waren. Als sie zu einem gemeinsamen Entschluß gekommen zu sein schienen, winkte er mir zu und verschwand wieder in dem Tunnel, aus dem er aufgetaucht war.

In der nächsten halben Stunde passierte gar nichts, nur die Schar der Neugierigen wurde immer größer. Auch Frauen waren unter den neu Hinzugekommenen, doch konnte ich nicht beurteilen, ob die eine von draußen darunter war. Ich hatte sie nicht so deutlich gesehen, als daß ich sie jetzt wiedererkannt hätte. Aber bei einigen sah ich sofort, daß sie es nicht sein konnten. Das Schwimmen scheint doch nicht der große Segen für die Figur zu sein, wie häufig behauptet wird.

Dann kehrte Bert zurück. Er hatte etwas bei sich, das zunächst wie ein gewöhnlicher Notizblock aussah. Als er das Ding an die Scheibe hielt, sah ich, daß die einzelnen Blätter nicht aus Papier waren. Er kritzelte auf dem obersten mit einem Griffel, der ein

Zeichen hinterließ. Dann hob er das erste Blatt, und das Zeichen verschwand. Ich hatte vor Jahren Spielzeug dieser Art kennen gelernt. Offenbar hatte er sich die Zeit genommen, das hier zu improvisieren. Eine gute und deutliche Lösung des Problems des Unterwasser-Schreibens. Ein Wunder, daß nicht schon längst jemand dahintergekommen war.

Damit ich klar lesen konnte, mußte er ziemlich große Lettern schreiben, deswegen gestaltete sich unsere Unterhaltung ziemlich schleppend. Ich fing mit der Frage an, wozu die ganze Anlage diene, was unserem Gesprächstempo auch nicht sehr dienlich war. Bert ließ sich nicht darauf ein.

„Die Zeit ist zu knapp, als daß ich dir jetzt die ganze Geschichte erklären könnte“, schrieb er. „Du mußt eine Entscheidung treffen, bevor dir die Luft ausgeht — mindestens zwanzig Stunden vorher. Sie hängt damit zusammen, ob du an die Oberfläche zurückkehrst.“

Ich war sehr erstaunt und machte kein Geheimnis daraus.

„Willst du damit sagen, daß man mich zurückgehen läßt? Warum hat man mich so mühsam eingefangen und abgeschleppt? Ich war doch schon ganz oben.“

„Weil deine Entscheidung in ihren Einzelheiten viele Menschen betrifft, und du solltest wissen wen und wie. Man hatte keine Ahnung, daß du Angestellter der Aufsichtsbehörde bist. Ich habe es ihnen gesagt. Aber es war ohnehin klar, daß dein Bericht bei der Behörde landen würde. Und es ist sehr wichtig, was die Behörde von dieser Anlage hier erfährt.“

„Ich nehme an, man will mich freilassen, wenn ich verspreche, nichts zu berichten. Du weißt, daß ich das nicht könnte.“

„Natürlich nicht. Ich auch nicht. Das erwartet man nicht von dir. Man weiß, daß du nicht zurück könntest, ohne einen Bericht zu liefern. Es gäbe ja keine vernünftige Erklärung dafür, wo du dich aufgehalten hast und warum. Du kannst also erzählen, was dir passiert ist und was du sehen konntest, aber man möchte sicher sein, daß du bei deinem Bericht gewisse andere Dinge berücksichtigst. Wir müssen sichergehen, daß du darüber Bescheid weißt.“

Ich stürzte mich auf das Pronomen.

„Du bist von „man“ zu „wir“ übergegangen.

Heißt das, du hättest dich entschieden, hier zu bleiben?“

„Ja.“ Das war ein Nicken, kein geschriebenes Wort. „Jedenfalls für eine Weile“, ergänzte er mit seinem Griffel.

„Dann hast du dir die Moral von Menschen zu eigen gemacht, die Tausende Kilowatt verschwenden, nur um den Meeresgrund zu beleuchten? Hast du eine Erziehung vergessen und…“

Er unterbrach mich mit heftigem Kopf schütteln und fing an zu

schreiben.

„So ist es nicht. Ich weiß, es sieht schrecklich aus, aber wir verschwenden nicht mehr Energie als die Aufsichtsbehörde, die das Sonnenlicht verschwendet, das auf die Sahara fällt. Vielleicht bleibt Zeit, dir vor deiner Entscheidung mehr zu erklären, aber du bist schließlich Physiker genug, um diesen Vergleich zu verstehen, oder du wärest kein Angestellter der Behörde."

Das mußte ich erst mal verdauen. Die Sache mit der Sahara war verständlich. Die Behörde war immer dagegen, diese Unmengen von Sonnenenergie ungenutzt zu lassen. Das Schwierige dabei ist natürlich die Entscheidung, wann sich eine Energieinvestition in ein Projekt lohnt, in der Hoffnung, mehr Energie herauszuschlagen. Jahrzehntelang hatte man der Ansicht angehangen, die einzige Hoffnung des Menschen läge in der Wasserstofffusion, und der Großteil der für Forschung verwendeten Gelder geht in diese Richtung. Von Zeit zu Zeit aber wird sehr beredt das Wort für ein Solarenergie-Projekt erhoben. Manchmal wird ein besonders vielversprechendes sogar gebilligt, und von diesen haben sich eines oder zwei bezahlt gemacht, seitdem ich für die Behörde tätig bin.

Dennoch sah ich nicht recht ein, wie natürliches, auf eine Wüste scheinendes Sonnenlicht mit dem künstlichen Licht auf dem Meeresgrund zu vergleichen sei. Und das sagte ich auch.

Er hob die Schultern hoch und fing an zu schreiben.

„Die hier gebrauchte Energie kommt von unterhalb der Erdkruste — direkte Hitze, obgleich ich es eigentlich nicht vulkanische Hitze nennen kann.

Wenn man das Arbeitsmedium nicht hinunter in den Kollektor zirkulieren ließe und ihm die Hitze entzöge, wenn es wieder heraufkommt, würde die Heizfläche des Aggregates schmelzen. Deine Beschwerde — falls du eine äußern mußt — bezieht sich auf die Tatsache, daß wir nicht an das planetarische Energienetz angeschlossen sind und nicht wie alle anderen die Rationierungsregeln beachten. Wir tun es hier aus guten Gründen nicht, ich habe bloß keine Zeit, mich näher darüber zu verbreiten — dazu bedarf es vieler historischer und technischer Erklärungen, die bei unserem Gekritzel endlos dauern würden. Ich soll dir nur beibringen, was du wissen mußt, wenn du zurückkehrst."

„Ich nehme an, daß auch Joey und Marie sich zum Bleiben entschlossen haben."

„Joey war niemals da. Und Marie glaubt mir nicht und streitet mit mir herum. In ihrem Fall ist noch keine Entscheidung gefallen."

„Wenn aber Marie noch da ist und ihre Zukunft ungeklärt, warum

muß ich meine Entscheidung innerhalb von dreißig Stunden treffen? Sie ist doch schon wochenlang hier unten. Offenbar habt ihr hier Mittel und Wege, unsere Probleme zu lösen."

„Wir ›haben‹ sie nicht. Diese Mittel und Wege wurden eigens für sie gemacht — was Ernährung und Luft betrifft. Sie ist noch immer in ihrem U-Boot. Bei deinem Tank, der keine Schleusen oder Luft-Austausch-Düsen hat, würden wir uns mit den Vorräten schwerer tun. Außerdem bist du nicht in Maries Lage, daß man sich besonders um sie bemüht."

„Warum das?"

„Du bist weder weiblich noch hübsch." Darauf hatte ich keine Antwort parat.

„Na denn." Mehr brachte ich nicht heraus. „Dann gehen wir zum offiziellen Teil über. Was darf ich wissen, wenn ich zurückgehe?"

„Du sollst deinen Boß in der Behörde wissen lassen, daß wir hier unten große Energievorräte haben…"

„Das hätte ich ihm ohnehin gesagt."

„… und daß diese nicht rationiert werden."

„Das ist mir klar. Warum soll ich diese Punkte besonders betonen? Ich wüßte keine bessere Methode, um hier eine behördliche Untersuc hung zu konzentrieren."

„Glaub mir, es wird nicht dazu kommen. Falls die Behörde meint, es handle sich um eine gewöhnliche Gruppe von Energiedieben, dann hättest du recht. Aber fünfzehntausend Menschen sind nicht einfach irgendeine Bande. Das ist schon eine Nation, wenn du das Wort noch kennen solltest."

„Ich habe es in keiner angenehmen Erinnerung."

„Na, diese geschichtliche Periode hat uns jetzt nicht zu kümmern. Tatsache ist, daß die Behörde in der Vergangenheit diese Sache hier vertuscht hat und es sicher wieder tun wird."

„Vertuscht? Du bist verrückt. Es gibt eine einzige Methode, wie man mit einem Kraftwerk, und sei es ein illegal erbautes, verfährt: man schließt es an das allgemeine Verbundnetz an. Der Gedanke, man könnte es unabhängig und nicht rationiert weiterlaufen lassen, ist lächerlich."

„Warum hast du dann von dieser Anlage noch nichts gehört? Sie besteht seit achtzig oder mehr Jahren."

„Vermutlich deswegen, weil niemand sie entdeckt hat. Das ist sehr wahrscheinlich. Der Boden des Pazifik ist schließlich nicht das am besten erschlossene Gebiet des Planeten."

„Die Anlage wurde schon mehrmals entdeckt. Allein im vergangenen Jahr ein paar Mal, wenn du dich erinnerst. Zwölfmal seit ihrem Bestehen wurde die Anlage der Behörde als betriebsbereites und

in Betrieb gegangenes Projekt gemeldet, soviel ich weiß. Aber nichts hat sich bis heute getan.“

„Soll das heißen, die Behörde wüßte, wo die Anlage ist, und schickt mich auf die Suche nach dir und…“

„Vielleicht kennt man den genauen Standort nicht. Ich bin nicht sicher, ob die gegenwärtigen Amtsträger davon wissen. Ich weiß nicht, was ihre Vorgänger mit den früheren Berichten machten.

Das letzte Mal liegt mehr als fünfzehn Jahre zurück.“

„Sind das gesicherte Tatsachen?“

„Objektiv gesehen nicht. Ich habe es in glaubwürdigen Berichten gelesen. Ich bin als Historiker kein Experte und habe keine sachgemäßen Überprüfungen vorgenommen. Mir erscheint das alles jedoch sehr wahrscheinlich.“

„Mir nicht. Hast du Marie davon gesagt?“

„Ja.“

„Glaubt sie es?“

„Sie glaubt mir überhaupt nichts, seitdem ich sagte, Joey wäre nicht hier gewesen. Sie behauptet, ich wäre ein dreckiger Lügner, ein Verräter an der Menschheit, ein unmoralisches Stinktier. Wir hätten uns Joeys entledigt, weil er unsere lächerlichen Lügen nicht schlucken wollte.“

„Könnte ich mit ihr sprechen?“

„Meinen Segen hast du, aber ich wüßte nicht, wie sich das machen ließe. Sie befindet sich sehr weit entfernt von hier, da ihr Boot bei einem anderen Eingang ankam. Ich glaube nicht, daß man deinen Tank dorthin schaffen könnte, ohne dich herauszunehmen. Das alles braucht mehr Zeit, als du dir leisten kannst, und ich hätte Schwierigkeiten, ausreichend Leute zu finden, die dich befördern.“

„Kann denn der, der hier das Reden hat, keine Mannschaft zusammenstellen?“

„Wie stellst du dir denn vor, wie das hier läuft?

Hier gibt es niemanden, der einem anderen einen solchen Befehl geben könnte, da der Auftrag ja nicht dem Gemeinwohl dient, sondern nur deiner Bequemlichkeit. Außerdem ist, wie gesagt, die Zeit knapp.“

Das ließ ich mir eine Weile durch den Kopf gehen. Seine Andeutung über die Art und Weise, wie die Anlage hier geführt wurde, war erstaunlich, aber im Augenblick war nicht die Zeit, sich über Lokalpolitik zu verbreiten. Daneben war etwas noch Erstaunlicheres zum Ausdruck gekommen.

Wenn man dem Gesagten glauben wollte, schien es so zu sein, daß es für diese Menschen besser war, wenn Marie und ich zurückgingen, anstatt zu bleiben. Warum hatte man uns diese Alterna tive überhaupt geboten? Ich fragte Bert.

„Was werden deine Freunde machen, wenn ich nicht zurückgehe? Dann werden nämlich weitere Suchexpeditionen nach uns ausgeschickt. Auch wenn ich nicht die Oberfläche erreicht und meinen Hilferuf ausgestrahlt hätte, weiß die Behörde, wo mein Ziel lag und kannte den Grund meiner Expedition."

Er zog wieder die Schultern hoch. „Wie viele da herunterkommen, kümmert niemanden. Wenn nicht gleich eine ganze Flotte kommt, können wir alle abschleppen und sie vor die Wahl stellen wie dich.

Das passiert schon des öfteren, wie ich schon sagte."

„Angenommen, es kommt nun eine ganze Flotte und zerstört die Lichter und dieses Zelt, oder was immer das sein mag, ohne viel Zeit mit der Suche nach Marie oder mir zu vergeuden? Früher oder später wird es nämlich dazu ko mmen, wenn hier unten immer wieder Menschen verschwinden."

„Ich habe keinen Einblick in alle Überlegungen des hiesigen Rates", antwortete er, „und ich weiß auch nicht, ob man diesem Punkt bisher viel Aufmerksamkeit geschenkt ha t. Ich wiederhole: es sind schon etliche hier unten geblieben, ohne daß die Aufsichtsbehörde oben deswegen aus dem Hä uschen geraten wäre. Ich persönlich glaube eher, daß man diesen Teil des Pazifiks für die allgemeine Öffentlichkeit eher sperren wird, als eine Flotte hier herunterzuschicken und viel Energie zu verschwenden. In jedem Fall ist es Sache des Rates.

Im Moment interessiert uns mehr, daß du und Marie euch frei entscheiden könnt."

„Und wenn ich nicht bleiben will?"

„Sobald wir dir alles Nötige erklärt haben, werden wir dich an dem Eingang, durch den du gekommen bist, wieder freilassen. Du bist kaum in der Lage, hier unten rumzuhängen und nicht aufzusteigen. Also gar kein Problem." Er zeigte in die Richtung, aus der er durch den Tunnel gekommen war. „Was mich betrifft, so wäre mir lieber, du bliebest hier — und natürlich auch Marie. Ich habe hier unten zwar ein paar gute Freunde, das ist aber doch nicht dasselbe wie die alten Freunde."

Ich dachte nach und sah ihm in die Augen, als ich die nächste Frage stellte.

„Bert, warum hast du dich entschlossen, hier unten zu bleiben?"

Er schüttelte bloß den Kopf.

„Soll das heißen, daß die Erklärung zu lange dauern würde oder willst du es mir nicht sagen, oder ist es etwas anderes?" bohrte ich nach.

Er hob einen Finger in die Höhe, dann drei, schrieb aber nichts auf.

„Andersherum gesagt, ich muß mir also selbst über meinen Entschluß klar werden.“ Er nickte nachdrücklich. „Und Marie auch?“ Wieder ein Nicken.

Jetzt hatte ich nur mehr eine Frage, die mich weiterbringen konnte, und die schleuderte ich ihm entgegen.

„Bert, könntest du auch jetzt noch nach oben, falls du deine Meinung änderst und nicht mehr bleiben willst? Oder ist der Eingriff, dank dessen du Wasser atmen kannst, unabänderlich?“

Er lächelte, und nun trat der Griffel wieder in Aktion.

„Wir atmen kein Wasser ein. Diese Folgerung geht an zwei Punkten vorbei. Man hat zwar eine irreversible Veränderung an mir vorgenommen, die aber nicht allzu schwerwiegend ist. Ich könnte noch immer an der Oberfläche leben, wenn auch der Wechsel zur Luftatmung etwas langwierig und kompliziert wäre.“

„Du sagtest eben, du atmest kein Wasser ein!“

„Ich wiederhole es: ich atme kein Wasser ein.“

„Aber du sagtest eben…“ Er gebot mir mit einer Handbewegung Einhalt und fing zu schreiben an.

„Ich will dich nicht auf die Folter spannen. Der Rat hier ist weder diktatorisch noch sehr entschieden, ist sich aber nachdrücklich darin einig, daß die Einzelheiten unserer Lebensbedingungen hier mit niemandem besprochen werden dürfen, der sich nicht zum Bleiben entschlossen hat. Ich habe vielleicht schon mehr gesagt, als denen recht sein könnte und werde nicht mehr deutlicher werden.“

„Und die Menschen da draußen — sind sie mit dieser Haltung des Rates einverstanden?“

„Ja. In diesem Punkt ist sich die Bevölkerung hier ziemlich einig.“

„Warum hast du dann das Risiko auf dich genommen, mir so viel zu sagen?“

„Die meisten konnten nicht sehen, was ich da schrieb, außerdem hätte es keiner lesen können, und niemand versteht auch nur eines deiner Worte.“

„Dann ist die Sprache hier nicht…“

„Nein.“

Er unterbrach mich mit einer Handbewegung, noch ehe ich eine Sprache ne nnen konnte.

„Warum also befolgst du die Richtlinien des Rates und erklärst mir nichts?“

„Weil ich diese Richtlinien für völlig richtig halte.“

Dagegen gab es kein Argument, und ich beließ es dabei. Schließlich war er nach einer Weile wieder am Schreiben.

„Ich habe viel zu tun und muß jetzt gehen, komme aber stündlich oder alle zwei Stunden wieder.

Solltest du mich dringend brauchen, so klopfe an den Tank — aber nicht zu stark, wenn ich bitten darf. Auch wenn niemand in Sichtweite sein sollte, was sehr unwahrscheinlich ist, wird man dich auf weite Entfernung hören und mich verständigen.

Überleg es dir gut. Ich möchte, daß du bleibst, aber nur, wenn du wirklich möchtest.“ Er legte das Schreibmaterial neben den Tank und schwamm davon. Auch ein paar andere verschwanden, wenn auch nicht im selben Tunnel. Die kleine Schar, die noch blieb, setzte sich offenbar aus den zuletzt Gekommenen zusammen, die sich an dem Tank noch nicht sattgesehen hatten. Sie unternahmen jedoch nichts, was mich hätte interessieren oder ablenken können, und ich konnte mich zu einer konzentrierten Denkpause zurückziehen. Es gab sehr viel zu überdenke n, und ich lege bei dieser Tätigkeit manchmal ein Schneckentempo an den Tag.

Ober meine Entscheidung konnte kein Zweifel bestehen, das versteht sich. Natürlich mußte ich zurück und Bericht erstatten.

Wenn ich hier unten blieb, dann schob ich, wie Bert gesagt hatte, den Schwarzen Peter einfach einem anderen Ermittler zu. Und die Entsendung eines anderen wäre eine klare Verschwendung von Energie, egal, welchen Trick man sich diesmal ausdachte, um ihn hierher zu schaffen. Außerdem war ich längst nicht so sicher wie Bert, daß die Behörde nicht ein paar Tonnen Sprengstoff auf diese Anlage verteilen würde, falls man sie entdeckte und Grund zu der Annahme hatte, daß hier drei Agenten den Tod gefunden hatten. Das Problem bestand nicht darin ob, sondern wann ich zurückging. Und das „Wann“ hing wiederum davon ab, was ich als erstes schaffte.

Was ich wirklich wollte, war ein Kontakt mit Marie. Und zusätzlich wäre es nett gewesen, etwas über Joey zu erfahren, falls man sich hier überhaupt Informationen verschaffen konnte. Ich wollte nicht glauben, daß Bert in bezug auf Joey gelogen hatte, und es war gut möglich, daß Maries Ungläubigkeit ihrem Widerstreben entstammte, die Tatsache hinzunehmen, daß Joey einem echten Unfall zum Opfer gefallen war. Andererseits war sie nicht dumm.

Ich mußte die Möglichkeit ins Kalkül ziehen, daß sie guten Grund hatte, Bert zu mißtrauen.

Joey hatte wie Marie ein Ein-Mann-Boot gehabt.

Vielleicht hatte er Dinge herausgefunden, welche diese Menschen nicht an die Oberfläche dringen lassen wollten. Was sie mir und Marie für den Fall unserer Rückkehr als Information oder Propaganda mitgeben wollten, schien dazu bestimmt, die Behörde von weiteren Untersuchungen abzuhalten.

Aufgepaßt! Das traf nur zu, wenn Bert damit recht hatte, daß die

Aufsichtsbehörde von den Vorgängen hier unten nichts an die Öffentlichkeit dringen lassen wollte.

Falls er sich irrte —, falls meine eigene, zugegebenermaßen voreingenommene Vorstellung der Reaktion der Wahrheit näherkam — dann war von Verheimlichung keine Rede. Die Aufsichtsbehörde würde unverzüglich nach unserer Rückkehr gegen diese Anlage hier mit allen Mitteln vorgehen. Und das lag sicher nicht in der Absicht dieses „Rates“, von dem Bert gesprochen hatte. Möglich, daß das, was er gesagt hatte, doch etwas auf sich hatte.

Immerhin konnte es Dinge geben, die man hier lieber verheimlichen wollte, ob man Bert nun die Wahrheit von den Absichten des „Rates“ mitteilte oder nicht. Joey konnte hier oder auch tot sein, obwohl letztere Möglichkeit sehr unwahrscheinlich war. Auch wenn Bert damit recht hatte, daß Joey nie angekommen war — vielleicht besonders, wenn er recht hatte —, dann war da noch immer Marie, die Schwierigkeiten machte. Wenn sie sich hartnäckig weigerte, aus freien Stücken zurückzukehren, konnte man sie nicht einfach nach oben treiben lassen wie mich. Sie steckte in einem U-Boot. Natürlich bestand nun die Möglichkeit, daß man ihr Boot gewaltsam öffnete, den Ballast entfernte und uns beide gleichzeitig nach oben treiben ließ. Vielleicht sollte ich das abwarten. Vielleicht…

Sollte meine Erzählweise Sie verwirren, so haben Sie einen zutreffenden Begriff von meinen Gefühlen bekommen. Wenn man überdies bedenkt, daß mein Gedächtnis seit Beginn der Ereignisse einiges an Organisations— und Berichterstattertätigkeit geleistet hatte, bekommt man einen noch genaueren Eindruck. Langsam wurde es mir zuviel. Ich merkte ganz plötzlich, daß ich mich schon sehr lange nicht richtig ausgeschlafen hatte. Der Tank war dazu nicht der geeignete Ort, doch gibt es Zeiten, da man sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben kann.

Ich schlief ein.

X

Die Uhr zeigte an, daß ich gute acht Stunden gepennt hatte. Ich erwachte mit der Überzeugung, daß Päneschmieden sinnlos wäre, ehe ich nicht herausbekommen hatte, wie diese Menschen hier existieren konnten, was man mit mir für den Fall meines Hierbleibens vorhatte, und ganz besonders, wie es mir ergehen würde, falls ich mich doch zur Rückkehr entschloß, nachdem ich zunächst meine Einwilligung zum Bleiben gegeben hatte und einer entspreche nden Behandlung unterzogen worden war.

Bert hatte mir klargemacht, daß er es mir nicht sagen würde, doch hatte er immerhin zugegeben, daß er mir ein wenig mehr — als erlaubt — gesagt hatte. Es bestand also die Chance, daß ich selbst dahinterkommen konnte.

Mein Gedächtnis gilt als verläßlich. Was aber hatte er gesagt? Und was konnte von Bedeutung sein?

Am auffallendsten war seine Bemerkung, daß er nicht Wasser atme. In jenem Satz war noch etwas vorgekommen — was war es nur? — , „daß die Folgerung sich in zwei Punkten irre.“ Was konnte das nur bedeuten?

In grammatikalischer Hinsicht war der einleuchtendste Sinn des ersten Satzes jener, daß die uns umgebende Flüssigkeit kein Wasser war. War dies möglich? Und wenn ja, gab es dafür andere Beweise.

Beide Male ja. Es gibt viele Flüssigkeiten, die sich mit Wasser nicht vermischen — im allgemeinen nichtpolare Flüssigkeiten. Kohlenstofftetrachloride und sämtliche öle, um die bekanntesten zu nennen.

Wenn dies aber eine solche Flüssigkeit war, dann mußte sie zumindest die Dichte des Wassers aufweisen, wenn nicht gar eine größere Dichte. Also nicht die gewöhnlichen Öle. Auch nicht Kohlenstofftetrachlorid, da dies sehr giftig ist. Die Dichte mußte hoch sein, weil es zwischen hier und dem Ozean keine Tür und auch kein Ventil gab, und Öl wäre längst an die Oberfläche getrieben und entdeckt worden.

Auf dieser Grundlage mußte sich die Zwischenschicht zwischen dem Wasser und meiner hypothetischen Flüssigkeit höchstwahrscheinlich am Eingang befinden. Meine Erinnerung kam der Idee zu Hilfe.

Als der Tank die Ebene des Schachteinganges erreicht hatte, wurde der Ballast vermehrt — eine Notwendigkeit, wenn die neue Flüssigkeit dichter war als Wasser und der Tank in letzterem kaum sinken konnte. Auch die Schwimmer hatten den Ballast vergrößert — natürlich, die Werkzeugbehälter. Wenn es sich um Werkzeuge

handelte, warum hatte man sie auf dem Heimweg vom Meeresgrund an sich genommen? Falls aber draußen nur Erholungsgebiet war und man die Werkzeuge nur im Inneren benutzte, warum blieben sie nicht an dem Ort, wo sie gebraucht wurden? Wäre genügend Platz im Tank vorhanden gewesen, hätte ich mir selbst einen Tritt versetzt, weil ich nicht früher dahintergekommen war — oder vielmehr, weil ich den Zweifeln, die ich zu jenem Zeitpunkt gehabt hatte, nicht nachgegangen war.

Schön und gut, erste Arbeitshypothese. Wir befinden uns in einer nichtpolaren, nichtgiftigen Flüssigkeit, eine Spur dichter als Wasser. Ich glaube zu durchschauen warum, aber wir wollen nichts überstürzen.

Nun kam also der zweite Punkt, in dem meine Analyse sich geirrt hatte.

Die Menschen atmeten kein Wasser, wie Bert sagte — weil sie sich nicht im Wasser befanden und weil sie gar nicht atmeten. Ich kam mit dieser Tatsache immer noch nicht zurecht, doch die Logik marschierte munter weiter.

Die grundlegende Idee war ureinfach. Wenn die Menschen nicht atmeten, brauchten sie in ihren Lungen kein Gas. Und wenn sie kein Gas in den Lungen hatten, machten ihnen Druckunterschiede nichts aus. Nun, sehen wir uns das genauer an. Man mußte also auch Mittelohren und Nebenhöhlen mit Flüssigkeit füllen. Wenn die Flüssigkeit ungefähr dieselbe Kompressionsfähigkeit hatte wie Wasser (Frage: warum wurde nicht Wasser benutzt? Für spätere Überlegung vorgemerkt), dann brachte eine Veränderung der Tiefe keine sichtbare Volumensveränderung in irgendeinem Teil des Körpers mit sich.

Ein paar Einzelheiten fehlten noch. Angeno mmen, man kam ohne Atmen aus, wie wurde das bewerkstelligt?

Nun, warum atmet man denn eigentlich? Um Sauerstoff ins Blut zu bekommen. Gibt es einen Ersatz für Sauerstoff? Ein kategorisches Nein.

Element Nummer acht ist das eine und einzige oxydierende Agens, auf das der menschliche Stoffwechsel eingestellt ist — und in diesem Zusammenhang ist „eingestellt“ der beste Ausdruck.

Muß aber Sauerstoff als Gas aufgenommen werden? Vielleicht nicht unbedingt. Falls meine Schulweisheit mich nicht im Stich läßt, ist das Hämoglobin nur an O2-Molekülen interessiert, nicht an Oxyd— oder Peroxydionen oder Ozon. Aber bis zu dem Zeitpunkt, da das Zeug in das Hämoglobin übergeht, sind die anderen immerhin denkbar. Als erstes kommt einem etwa Eß— oder Trinkbares in den Sinn. Konnte man etwas dem Magen zuführen, das Oxygenmoleküle freisetzte? Sicherlich. Es gab immerhin Wasserstoffperoxyd. Der freigesetzte Sauerstoff ging nicht sofort in diatomische Moleküle über, obgleich

dieser Zustand sehr rasch erreicht wurde. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, daß jemand, der seine fünf Sinne beisammen hatte, einen Humpen Peroxyd austrank, und das aus me hreren Gründen, doch schien mir das Prinzip bislang nicht anfechtbar.

Konnte der Sauerstoff vom Magen in den Blutkreislauf gelangen? Nicht direkt, doch konnte er den Weg der anderen Nahrungsmittel nehmen. In den Dünndarm und durch die Darmzotten. Ich erinnerte mich dunkel, daß die Oberfläche hier viel weniger absorptionsfähig ist, als in den Lungen, doch unter dem Druck in diesen Tiefen stellte dies vielleicht keinen ernsthaften Mangel dar.

Arbeitshypothese zwei lautet daher: diese Menschen essen oder trinken etwas, das allmählich Sauerstoff abgibt. Wenn das Gas unter diesem Druck immer in löslichem Zustand blieb, würde der Körper einer Druckänderung gegenüber relativ indifferent bleiben. Obwohl mein Außenpassagier vor wenigen Stunden doch vielleicht ernste Schwierigkeiten gehabt hatte, nachdem er den ganzen Weg an die Oberfläche mit mir zurückgelegt hatte.

Und wie stand es mit der Ausscheidung von Kohlendioxyd? Kein Problem. Wie üblich durch die Lungen hinaus. In der umgebenden Flüssigkeit löste es sich sofort. Vielleicht war das der Grund, warum die Flüssigkeit kein Wasser war. Möglicherweise benutzte man etwas, das Kohlendioxyd besser aufnehmen konnte, obwohl unter diesem Druck Wasser sicher ebenso gut war. Natürlich spielte bei Körperflüssigkeiten unter gleichem Druck das komplexe Ione ngleichgewicht eher eine Rolle als die einfache Löslichkeit. Vielleicht war sogar eine pH-Steuerung nötig. Das geschah mit Sicherheit innerhalb des Körpers. Das alles schien mir die Unterschiede zwischen Innen und Außen zu verringern.

All das deutete darauf hin, daß man mich für den Fall meines Bleibens vermutlich einer Druckbehandlung unterziehen würde. Irgendwann während dieses Eingriffs würde man mir von der Sauerstoffquelle zu essen oder zu trinken geben. Ja, soweit ich es beurteilen konnte, war das die Hauptsache, abgesehen von kleineren mechanischen Tricks bei der Füllung der Nebenhöhlen und Mittelohren mit Flüssigkeit.

Und wie stand es mit der Rückkehr zu den gewöhnlichen Atemgewohnheiten? Man mußte den Druck wiederherstellen. Die Sauerstoffquelle im Magen — ja, die stellte natürlich eine Schwierigkeit dar. Wenn die noch immer Sauerstoff abgab und der Druck bis fast auf eine Atmosphäre absank — aus. Also dann eben ein supergenaues Timing, indem man den Eingriff genau dann ausführte, wenn der Magensauerstoff im Auslaufen war? Mechanische Hilfen, wie beispielsweise eine künstliche Lunge, während der Zeitspanne

zwischen dem Auslaufen der inneren Quelle und dem Einsetzen der natürlichen Atmung? So oder so, allein würde es für mich schwierig sein, falls sich die Notwendigkeit je ergeben sollte.

Jedenfalls konnte ich jetzt versuchsweise Pläne schmieden, mir dabei aber immer vor Augen halten, daß meine Hypothesen möglicherweise grundfalsch waren. Trotzdem gefielen sie mir. Ich hatte das sichere Gefühl, ich würde allerhöchstens ein paar Einzelheiten modifizieren müssen, sobald ich über neue Informationen verfügte. Ein angenehmes Gefühl, solange es andauerte.

Unter den gegebenen Umständen schien es mir am günstigsten, Bert zu sagen, daß ich bleiben wolle um so wenig Zeit als möglich mit dem Aussteigen aus dieser Blase zu vergeuden, damit ich endlich etwas Nützliches beginnen konnte. Meinen eigenen Moralstandard hatte ich mir vor langer Zeit angeeignet — sozusagen mein Treuebekenntnis zur Menschheit geleistet —, so daß es weiter keine Gewissensfrage geben würde, falls man vor meiner Aufnahme irgendeine Erklärung von mir verlangte.

Wahrscheinlich würde es gar nicht dazu kommen.

Diese Dinge hatte man früher viel zu wichtig genommen, damals als die Me nschen politische Differenzen für gefährlicher hielten als Energieknappheit. Logen und ähnliche private Gruppierungen legten noch Wert auf Gelöbnisse und dergleichen, doch auch in diesen Bereichen war das alles nicht mehr so bedeutungsvoll wie früher.

Mir schoß die Frage durch den Kopf, warum meine Gedanken überhaupt in diese Richtung wanderten — mein Plan war zwar nicht ganz astrein, doch diente er einem guten Zweck, und mein Gewissen war unbeschwert. Ich wandte mich flugs dringe nderen Problemen zu.

Einzelheiten mußten warten. Ich würde mir die örtliche Geographie aneignen müssen, insbesondere den Weg zu Maries U-Boot. Weiterhin mußte ich herausbekommen, wie viel Handlungsfreiheit man mir zubilligen würde. Bert schien nach Belieben zu kommen und zu gehen, aber der war schließlich schon seit einem Jahr hier. In diesem Zusammenhang fiel mir ein, daß man vermutlich von mir erwartete, daß ich mir irgendwie meinen Unterhalt verdiente. Falls ich mit der Erkundung der benötigten Einzelheiten und dem Plan, wie ich mich und Marie wieder an die Oberfläche manövrierte, zuviel Zeit verbrauchte, dann würde sich dies wohl nicht vermeiden lassen. Welche Art von Arbeit sowohl hier unten nützlich, als auch von mir zu bewältigen sein würde, das war eine Frage, welche die Zukunft beantworten würde.

Im Augenblick mußte ich auf Bert warten oder nach ihm schicken und ihm Bescheid geben. Abwarten war vermutlich besser. Nur keine Ungeduld an den Tag legen. Er hatte gesagt, er käme des öfteren vorbei und war zweifellos dagewesen, während ich schlief. Früher

oder später mußte er mit meinem Erwachen rechnen.

Ich wartete nun ab, wie ein Affe im Zoo — besser gesagt wie ein Fisch im Aquarium.

XI

Es dauerte eine halbe Stunde, bevor er aufkreuzte.

Er spähte durch ein Fenster herein, sah, daß ich wach war, und schnappte sich sofort das Schreibzeug.

„Nachgedacht?“ war seine erste Frage. Ich nickte.

„Gut. Entschluß gefaßt?“

„Ich glaube ja“, rief ich zurück. „Ich — “, ich zögerte. Teils aus Effekthascherei, teils aus echter Unsicherheit heraus. Es war gut mö glich, daß ich mich in so vielfacher Hinsicht geirrt hatte. Dann raffte ich mich auf.

„Ich bleibe.“

Er war ein wenig erstaunt und fing zu schreiben an. Ich fuhr fort, noch ehe er fertig geschrieben hatte. „Zumindest bleibe ich, wenn du mir eines sicher sagen kannst.“

Er löschte das Geschriebene und sah mich erwartungsvoll an.

„Glaubst du wirklich — ich frage nicht, ob du weißt, sondern ob du glaubst —, daß diese Menschen sich mit Fug und Recht nicht dem Energienetz und der Rationierung anschließen?“

Berts Miene drückte Unwillen aus, als er schrieb:

„Ich sagte, du müßtest aus eigenem Willen zu einem Entschluß kommen. Ich übernehme keine Verantwortung.“

„Ich werde mich sicher aus freien Stücken entschließen“, erwiderte ich, „aber nicht ohne bestimmte Daten. Du sagst, wir hätten keine Zeit und du könntest mir nicht alles sagen, was ich wissen möchte, und ich bestreite dies. Ich möchte von dir eine Zusammenfassung, keine Information, die du nicht weitergeben darfst, sondern nur eine Schlußfolgerung — eine Meinung, also eine Zusamme nfassung der Information, die ich nicht bekommen darf.

Hast du deinen Entschluß mit demselben geringen Wissen gefaßt wie ich?“

Verneinendes Kopfschütteln.

„Dann tut es mir leid, wenn du meine Frage als Zweifel an deiner Moral aufgefaßt hast, aber ich möchte eine Antwort.“

Er runzelte die Stirn und sah mich zweifelnd an.

Ich wiederholte meine Frage, weil ich sichergehen wollte, daß er mich verstand.

„Ich bin davon überzeugt, daß man hier das Richtige tut“, schrieb er schließlich. Ich nickte.

„Schön, dann bleibe ich. Wie lange dauert es, bis man mich aus dieser Kokosnuß hier befreit hat?“

„Ich weiß nicht.“ Das Schreiben brauchte Zeit und wurde immer

wieder von Denkpausen unterbrochen. „Es handelt sich um kein Standardverfahren. Unsere Gäste kommen meist in U-Booten, die über Druckschleusen oder zumindest irgendwelche Ausstiegsmöglichkeiten verfügen. Ich werde dem Rat Bericht erstatten, und wir werden ein paar Techniker damit befassen, die genügend Zeit haben. Ich bin sicher, daß es sich mache n läßt."

„Soll das heißen — daß es länger dauern könnte?

Und wenn es länger dauert, als mein Luftvorrat ausreicht?"

„Dann werden wir dich nach oben abschieben müssen. Wenn du dann noch immer zurückko mmen möchtest, kannst du wie Marie in einem U-Boot kommen. Na, ich sehe lieber zu, daß die Sache anläuft."

„Aber warum hast du das nicht schon früher gesagt? Ich dachte — nun ja…"

„Es gibt Dinge, die verstehen sich wohl von selbst. Du wirst doch nicht erwarten, daß wir die geeigneten Geräte aus dem Handgelenk schütteln, Geräte, mit denen man einen Menschen aus einer Hochdruck-Rettungskapsel in Hochdruck-Umgebung herausschält." Er legte das Schreibzeug weg und war verschwunden, noch ehe ich eine passende Antwort parat hatte.

Und als er nach einer Stunde wiederkam, hatte ich noch immer keine Antwort darauf. Ich bin sie ihm bis jetzt schuldig geblieben.

Bert seinerseits brachte bessere Nachrichten, als ich befürchtet hatte. Der Rat, oder zumindest die Mitglieder, die er angetroffen hatte — mir war nämlich klargeworden, daß es sich dabei um eine Körperschaft fluktuierender Zusamme nsetzung handelte und daß hier die Dinge offiziell erledigt wurden, indem man alles mit einem Ausschuß eigener Wahl regelte —, hatte meinem Ersuchen widerspruchslos stattgegeben. Mehrere Techniker der Gruppe interessierten sich so sehr für das Problem, das ich darstellte, daß sie sich unverzüglich an die Arbeit machten. Sie waren emsig am Werk und würden sicher bald zu einem Ergebnis kommen.

Das war ermutigend. Ich bin selbst Techniker, habe aber mit der Technik eigentlich nur beiläufig und im Zusammenhang mit meiner Hauptaufgabe zu tun. Jede einzelne Idee, die ich gehabt hatte, knallte gegen eine leere Wand. Hier handelte es sich um grundlegende Vorgänge. Mir wollte einfach nicht in den Kopf, wie man in einer Flüssigkeit und unter einem Druck von mehr als einer Tonne pro Quadratzoll schweißen, bohren und anderes konnte. Beispielsweise haben die meisten Werkzeuge einen Motor mit hoher Umdrehungszahl. Solche Motoren kann man sich kaum funktionierend vorstellen, wenn die beweglichen Teile in eine auch nur mäßig dickflüssige Flüssigkeit getaucht waren. Und wie konnte man unter diesem Druck die Flüssigkeit ausschalten?

Klar, wenn diese Menschen schon achtzig Jahre hier lebten, wie

Bert behauptet hatte, dann mußten sie sich die für das Überleben in dieser Umwelt nötigen Kniffe angeeignet haben, so wie der Mensch sich die Weltraumtechnik auf mühsame Weise angeeignet hatte. Dennoch wäre mir lieber gewesen, ich hätte gewußt, wie man hier mein Problem zu lösen gedachte.

Ich sollte es nicht in allen Einzelheiten erfahren, merkte aber, daß die Sache flott vonstatten ging.

Bert brachte ein ganzes Technikerteam mit, und man fing an, den Tank zu bewegen. Ein hübsch langer Weg. Wir gelangten nach draußen und legten etwa eine Meile zurück, bis wir zu einem anderen, größeren Eingang kamen. Dahinter lagen me hrere geräumige Gänge, die von einem Hauptraum abzweigten.

Man schleppte mich ein ganzes Stück in einen dieser Gänge hinein, und wir machten vor zwei Schleusen halt, den ersten richtigen Schleusen, die ich seit meiner Ankunft zu sehen bekam.

Die eine war ganz gewöhnlich, und ich widmete ihr kaum mehr als einen flüchtigen Blick. Die andere war kreisrund, knapp groß genug für meinen Tank. Sie war in derselben Wand angebracht wie die kleinere Schleuse, etwa zwanzig Yards entfernt.

Zwei schwammen voraus und öffneten sie, und dann wurde der Tank hindurchmanövriert. Die Wand, in der die Tür hing, war mehrere Fuß dick, die Tür selbst nur wenig dünner. Ich rechnete mir aus, daß der dahinterliegende Raum wohl derjenige war, in dem man den Druck verminderte.

Der Raum war von beträchtlicher Größe. An der einen Seite drängten sich Apparate verschiedener Art. Auf den ersten Blick zu erkennen war ein Operationstisch mit breiten Haltegurten und einem Paar ferngesteuerter Hände von viel feinerer Konstruktion als jene, die ich an den Arbeits-Booten gesehen hatte.

Der größere Teil des Raumes, in den man nun den Tank stellte, war fast leer. Der Operationsraum war ursprünglich wohl viel kleiner gewesen. Ich sah Anzeichen dafür, daß man eine Zwischenwand von gleicher Stärke wie die Türwand entfernt hatte. Ich hätte gern die Werkzeuge gesehen, die man dazu benutzt hatte.

Ich sollte recht behalten. Der kleinere Teil war der ursprüngliche Umwandlungsraum. Die kleinere Schleuse konnte mit dem Ausstieg eines Besuchs-Bootes gekoppelt werden. Zu dumm, daß mein Tank keine Luke hatte. Er ließ sich normalerweise durch bloße Zweiteilung öffnen.

Bert schrieb für mich Instruktionen auf, während die anderen sich aus dem Staub machten.

„Sobald wir alle draußen sind und die Tür versperrt ist, wird der Raum auf Oberflächendruck leergepumpt. Ein grünes Licht flackert

über dem Tisch auf, aber du merkst es ohnehin — du wirst nämlich deinen Tank aufmachen können. Steig aus, und leg dich auf den Tisch. Befestige die Gurte an Leib und Beinen. Wenn du fertig bist, drück den roten Signalknopf, den du von hier aus siehst."

Er zeigte auf den Knopf.

„Er liegt in Reichweite deiner rechten Hand. Eine der Hände wird dir einen Behälter mit einem Schlafmittel verabreichen. Trink aus und entspann dich. Während du noch bei Bewußtsein bist, kö nnen wir nicht mehr machen."

„Warum nicht?"

„Man muß dich während der Umwandlung an eine Herz-Lungen-Maschine anschließen. Keine Angst. Eine reine Routinesache. Sobald du aus dem Tank draußen bist und auf dem Tisch liegst, haben wir das einzig ungewöhnliche Problem, das du mit dir bringst, gelöst. Alles in Ordnung?"

„Verstehe. Ja, alles bestens." Er legte das Täfelchen weg und schwamm durch die gewichtige Schleuse, hinaus, die hinter ihm langsam zuschwang. Die Tür hatte weder Sperre noch Klammern, doch sie ließ sich nur hinaus auf den Gang öffnen und brauchte keinen Sperrmechanismus.

Kaum war nämlich der Druck gesenkt, würde höchstens ein Erdbeben imstande sein, die Tür zu öffnen.

Ich merkte genau, wann die Pumpen einsetzten.

Um mich herum erzitterte alles, und die Vibration war durch den Tank hindurch zu spüren. Ich verbrachte eine geraume Zeit mit Schätzungen bezü glich der benötigten Leistung, um einen Raum dieser Größe unter einem Druck einer Wassersäule von einer Meile zu leeren, und noch mehr Zeit, mir die Frage zu stellen, wie die geheimnisvolle Flüssigkeit, die das Wasser ersetzte, sich bei vermindertem Druck verhalten würde. Falls der Dampfdruck sehr hoch war, mußte nach dem Leerpumpen eine Säuberung stattfinden — nein, nicht unbedingt, wenn man genauer überlegte. Das Zeug mußte ja physiologisch harmlos sein, so daß man den Dampf im Raum belassen konnte. Wenn er aber leicht brennbar war, dann würde es Schwierigkeiten geben, sobald man für mich Sauerstoff einleitete. Ach was, die waren doch seit Jahrzehnten mit diesem Problem vertraut. Ich brauchte mir deswegen keine grauen Haare wachsen zu lassen.

Trotz der reichlich vorhandenen freien Energie, die mich zu umgeben schien, dauerte das Leerpumpen fast eine halbe Stunde. Der Flüssigkeitspegel sank stetig. Die Oberfläche blieb unbewegt. Es gab kein Brodeln oder ein etwaiges anderes auffälliges Verhalten. Es hätte sich ebenso gut um Wasser handeln können. Das Zeug ließ sich ohne Schwierigkeiten ableiten. Als es hell wurde, sah ich me hrere Pfützen

auf dem ziemlich unebenen Boden.

Beim öffnen des Tanks beeilte ich mich sehr. Das Aussteigen gestaltete sich nicht ganz einfach. Ich bekam Ohrenschmerzen, als die zwei Hälften auseinander fielen. Den Druck hatten sie nicht ganz hingekriegt, doch war der Unterschied nicht so groß, daß es mir ernsthaft Schwierigkeiten bereitet hätte. Draußen hieß es dann Eile mit Weile. Arme und Beine waren so verkrampft, daß ich eine gewisse Zeit brauchte, um mich zu entspannen, und es zunächst kaum bis zum Tisch schaffte.

Der Tisch war sehr bequem. Aber in diesem Augenblick wäre mir buchstäblich alles, worauf ich mich ausstrecken konnte, einschließlich des Steinfußbodens, bequem erschienen. Ich machte den breiten Gurt um Mitte und Brust fest und entdeckte prompt, daß ich nun den für die Beine bestimmten nicht mehr erreichen konnte. Ich lockerte also den Gurt, versorgte die Beine, zog den oberen Gurt wieder fester und konnte nun das rote Signalknöpfchen drücken.

Wie versprochen streckte sich eine der mechanischen Hände mir entgegen und reichte mir einen Becher mit einer Flüssigkeit und einer biegsamen Röhre, damit ich im Liegen trinken konnte. Ich befolgte die Anordnungen, und das ist auch alles, was mir von dem ganzen Vorgang im Gedächtnis blieb.

XII

Ich erwachte mit einigermaßen klarem Kopf. Ich lag in einer Koje in einem kleinen Raum, der außer zwei anderen Schlafstellen nicht mehr viel enthielt.

Ich war allein.

Jemand hatte mich ausgezogen. Die Sachen lagen säuberlich zusammengelegt in einer Art Hybridsprößling eines Wäschekorbes und einer Ablage in Kopfnähe des Bettes. Daneben lag eine Schwimmhose ähnlich der, die ich an vielen der Männer um meinen Tank herum bemerkt hatte. Nach kurzer Überlegung zog ich die Schwimmhose an. Meine anderen Sachen waren fürs Schwimmen nicht geeignet. Ich kroch aus der Koje und stand nun aufrecht da. Mein Kopf fühlte sich komisch an.

Mir fiel ein, daß ich unter den gegebenen Umständen gar nicht das Recht hatte, genügend Gewicht zu haben, um stehen zu können. Ich war vermutlich in eine Flüssigkeit eingetaucht, die dichter war als Wasser und daher dichter als mein Körper. Da hatte ich eine Idee. Ich kramte in den Taschen meiner abgelegten Sachen, entdeckte mein Klappmesser und ließ es fallen.

Sieh mal einer an! Es fiel an meinem Gesicht vorüber. Ich stand auf der Decke und die Kojenbetten ebenso.

Ich versuchte dem Messer nachzuschwimmen, das außer meiner Reichweite auf dem Boden der Decke zu liegen kam. Das bedeutete eine große Anstrengung, stellte sich aber als durchaus machbar heraus. Jetzt war mir klar, warum hier alle Menschen Ballastgürtel trugen. Im Moment allerdings konnte ich nirgends einen sehen. Ich würde also bis auf weiteres gehen müssen, wenn ich irgendwohin wollte. Dies versprach einigermaßen beschwerlich zu werden, weil die Flüssigkeit ziemlich zähflüssig war, wenn auch in geringerem Maße als Wasser. Überdies war die Architektur nicht auf Gehen eingestellt. Eine der Türen war kaum zugänglich, die andere befand sich im Boden — das heißt, in dem Boden, auf den mein Kopf nun zeigte und auf dem mein Messer gelandet war. Unter diesen Umständen entschloß ich mich, abzuwarten, bis Bert oder jemand anderer mit Ballast und Schwimmflossen auftauche.

Der Entschluß wurde noch durch die Tatsache begünstigt, daß ich mich noch immer nicht ganz tadellos fühlte, ganz abgesehen von der Meinungsverschiedenheit zwischen meinen Augen und den halbkreisförmigen Kanälen im Kopf, in der Frage, was oben und unten ist. Ich hatte das Gefühl, daß die Kanäle sich in diesem Fall zu keinem Entschluß durchringen konnten, und da fiel mir ein, daß man sie womöglich auch einem chirurgischen Eingriff unterzogen hatte. Man

hatte sie doch nicht mit Luft gefüllt belassen können — oder doch? Wie stark war ein Knochen und wie gut geschützt waren die Kanäle übrigens?

Ich tastete mich ab und entdeckte verschiedene Stellen am Hals und um die Ohren, wo glattes Plastikmaterial eines chirurgischen Verbandes die Haut bedeckte, aber das bewies nicht viel. Mir war ohnehin klargewesen, daß man im Ohrenbereich hatte Änderungen vornehmen müssen.

Ich verspürte nicht den leisesten Drang Atem zu holen. Man hatte mir also einen gewissen Vorrat an Sauerstoff-Nahrung während des Umwandlungsvorganges eingeschmuggelt. Ich hätte gern gewußt, wie lange dieser Vorrat wohl ausreichen würde.

Plötzlich fiel mir ein, daß ich mich völlig in die Gewalt jedes Beliebigen begeben hatte, der sie gegen mich anwenden wollte, da ich keine Ahnung hatte, woher ich mir Nachschub von dem Zeug besorgen konnte. Das war ein Punkt, den ich mit Bert baldigst durchdiskutieren mußte.

Ich versuchte mich zum Atmen zu zwingen. Ich entdeckte, daß ich imstande war, langsam Flüssigkeit aus meinen Lungen zu drücken und sie ebenso langsam zurückzubekommen, doch es schmerzte, und ich fühlte mich noch benommener als von dem für mich ungewohnten Zustand, gleichzeitig aufrecht und verkehrt zu stehen. Die Flüssigkeit geriet in meine Luftröhre. Das spürte ich deutlich, obwohl der Hustenreiz ausblieb. Meiner Meinung nach war dies der komplizierteste Teil der Umwandlung in Anbetracht der Nerven— und Muskelaktivitäten, die das Husten bedingt.

Das Vorhandensein der Flüssigkeit in meiner Luftröhre, obschon nicht unerwartet, führte zu einer anderen Frage. Sicher hatte ich jetzt die Sprechfähigkeit eingebüßt, und die hier gebräuchliche Zeichensprache beherrschte ich nicht. Ich kannte nicht mal die gesprochene Sprache, auf der sie vermutlich basierte. Bis ich mich mit den Menschen hier verständigen konnte, würde ich viel Mühe und Plackerei aufwenden müssen. Vielleicht war es klüger, diese Mühe gar nicht erst auf sich zu ne hmen. Falls ich alles Wissenswerte von Bert erfahren konnte, waren Sprachstunden die reinste Zeitverschwendung.

Aber hören konnte ich wenigstens. Ich hörte merkwürdige Geräusche, von denen ich einige eventuell als Summen eines Hochleistungsmotors oder Generators eingestuft hätte. Pfeifen, Heulen, Stampfen — alles Mögliche, aber keine vertrauten Geräusche. Hinzu kam, daß hier eine bestimmte Geräuschklasse völlig fehlte, nämlich das Gewirr menschlicher Stimmen, das man in allen bewohnten Teilen der Erde vernimmt.

Meine Uhr zeigte an, daß fast eine ganze Stunde vergangen war,

ehe jemand auftauchte. (Die Uhr wurde radioaktiv betrieben und war dem auf dem Meeresboden herrschenden Druck eigentlich nicht gewachsen, hatte sich aber tadellos gehalten.) Den Großteil dieser Zeitspanne machte ich mir Vorwürfe — nicht etwa, weil ich die Umwandlung hatte durchführen lassen, sondern weil ich versäumt hatte, die Zeit zwischen Entschluß und Durchführung auszunutzen und Bert nach weiteren Informationen auszuquetschen.

Der Neuankömmling war jung und recht dekorativ — aber von Verliebtheit meinerseits konnte keine Rede sein. Das beruhte auf Gegenseitigkeit. Sie winkte mich an die Bettstelle heran und begutachtete meine Kluft fachmännisch.

Ich versuchte ihre Aufmerksamkeit auf das Fehlen von Schwimmballast zu lenken. Vielleicht hatte sie verstanden, denn sie hörte mir höflich zu und nickte freundlich, nachdem ich mein Gebärdenspiel beendet hatte. Doch sie entfernte sich, ohne etwas Konstruktives unternommen zu haben. Ich hoffte sehr, sie würde Bert herbeiholen.

Ob sie es getan hatte oder nicht, er kam jedenfalls als nächster herein. Er hatte zwar keinen zusätzlichen Ballast bei sich, dafür aber sein Schreibzeug.

Das war ja noch besser. Ich nahm es an mich und machte mich ans Schreiben.

Schon einmal im Leben hatte ich mich auf schriftliche Mitteilungen beschränken müssen. Dieser Zustand hatte mit dem Verlassen der Schule aufgehört. Damals war damit eine gewisse Erregung verknüpft, da es im Studiersaal als verbotene Aktivität galt. Jetzt aber erwies sich das Schreiben als reinstes Ärgernis.

In etwas über zwei Stunden hatten wir uns geeinigt: Daß ich als vollwertiger Bürger überall Zutritt hätte und alles tun durfte, was nicht gegen die Interessen der anderen gerichtet war. Daß ich nicht nur die energieerzeugenden Anlagen besichtigen durfte, sondern mich mit ihnen so rasch als möglich vertraut machen sollte.

Das ich Marie in ihrem U-Boot besuchen durfte, wann ich wollte, und den Segen des Rates für meine Debatten mit ihr hatte, und daß man von mir erwartete, ich würde mich mit landwirtschaftlicher Betätigung fortbringen, bis ich bewies, daß ich auf andere, aber mindestens ebenso nützliche Weise zum Gemeinwohl beizutragen imstande war.

Das war alles.

Wie oft in der Vergangenheit hatte ich nach einem ausführlichen Gespräch feststellen müssen, daß mir, kaum war der Partner außer Sicht, noch etliche Punkte einfielen, die ich vergessen hatte vorzubringen. Hier unten aber war das die Norm.

Es handelte sich dabei gar nicht um vergessene Punkte. Hier war nicht einmal ausreichend Zeit, alle abzuhandeln, die man sich vorgemerkt hatte.

Noch nie im Leben hatte ich die Gabe des Sprechens so schätzen gelernt. Leser, die nach Lektüre dieses Berichtes zu der Ansicht gelangen, ich hätte gewisse Hauptfa ktoren schon viel früher entdecken müssen, mögen sich gefälligst diese Schwierigkeit vor Augen halten. Ich behaupte gar nicht, daß ich nicht schneller hätte kombinieren können, kann jedoch für mein Versagen immerhin eine Entschuldigung in Anspruch nehmen.

Das alles war nicht nur ärgerlich, nein, es gestaltete sich so, daß ich als arms eliger Dummkopf dastand, dümmer als je zuvor, und dümmer, als ich je wieder sein werde. Und das eigentlich Peinliche daran ist, daß gewiß viele, die meiner Geschichte bis zu diesem Punkt gefolgt sind, bereits wissen, an welchem Punkt ich in die Irre ging.

Für die Betätigung auf dem Agrarsektor fehlte mir nun jedwede Begeisterung, obgleich es mich interessiert hätte, wie man hier unten Landwirtschaft betrieb. Noch mehr hätte mich allerdings die Energiequelle interessiert, aber auch diesen Punkt mußte ich mir vorerst verkneifen. Als erstes bat ich Bert nämlich, er möge mich zu Marie führen. Er nickte und schwamm mir voraus.

Unterwegs gab es keine Verständigung. Mag ja sein, daß Bert schon so schwimmgewohnt war, daß er dabei hätte schreiben und lesen können wie eine Sekretärin, die unterwegs zum Mittagessen ihr Kreuzworträtsel löst, ich jedenfalls war es nicht.

Während des Schwimmens sah ich mich eifrig nach allen Seiten um und versuchte mir möglichst viel zu merken.

Die Tunnels waren lang und größtenteils gerade, bildeten aber für mich einen hoffnungslosen Irrgarten. Es würde gewiß sehr sehr lange dauern, bis ich mich hier allein zurechtfand. Falls es überhaupt etwas gab, das einem Verkehrsschild annähernd entsprach, so übersah ich es. An den Wänden sah ich alle möglichen Farbmuster, konnte aber nicht unterscheiden, ob sie eine Bedeutung hatten oder rein dekorativen Zwecken dienten. Alles war hell erleuchtet.

Die Anlage bestand auch nicht ausschließlich aus Tunnels. Es gab hier große Räumlichkeiten in den verschiedensten Formen, von denen einige Einkaufsze ntren oder Theater oder alles Mögliche sein konnten. Jedenfalls war hier Platz für große Menschenansammlungen. Zwar bekam ich selten richtige Menschenscharen zu Gesicht, aber die Schwimmer waren doch so zahlreich, um der Behauptung eine gewisse Wahrscheinlichkeit zu verleihen, daß nämlich die Bevölkerung ziemlich groß sei, kein Wunder, wenn die Sache hier schon seit mehreren Generationen lief. Allmählich gewöhnte ich mich daran, die Anlage als ganzes Land anzusehen, wie Bert behauptet hatte, und

nicht nur als eine Organisation von Gesetzesbrechern. Ein Land, das seine Identität niemals aufgegeben hatte und dem Energieabkommen nicht beigetreten war. Ja, so verhielt es sich vielleicht wirklich — die Anlage war womöglich älter als die Energiebewirtschaftung. Ich wußte ja nicht, um wie viel mehr als die achtzig Jahre, die Bert genannt hatte, die hiesige Geschichte dauerte. Auch das mußte ich erst herausfinden.

Beim Abschätzen von Entfernungen im Schwimmen war ich nie sehr gut, und einige der Korridore leisteten dem Verkehr mittels einer pumpengeste uerten Strömung Schützenhilfe. Ich weiß daher nicht, welche Strecke wir zurücklegten, ehe wir das U-Boot erreichten. Ehrlich gesagt, meine Vorstellung von der Größe der gesamten Anlage ist noch immer sehr vage. Jedenfalls glitten wir von einem engen Gang in eine der großen Kammern unter einem Meereseingang, schwammen unter dem schwarzen Kreis hinweg, schwammen einen noch längeren Gang entlang und gelangten schließlich zum Eingang eines mittelgroßen Raumes, in dem ein gewöhnliches Arbeits-U-Boot der Behörde stand, beladen mit Außenballast wie mein Tank.

Bert blieb vor dem Eingang stehen und schrieb etwas aufs Täfelchen. Ich las über seine Schulter mit. „Ich bleibe lieber draußen. Sie ist der festen Überzeugung, daß ich ein Verräter bin und Judas gegen mich ein Waisenknabe war. Du wirst auch ohne mich noch genügend Schwierigkeiten haben, wenn du hier so einfach auftauchst. Hast du dir eine Erklärung für den Umwandlungsprozeß zurechtgelegt?“

Ich nickte bloß, weil ich mit dem Gekritzel keine Zeit verlieren wollte. Bert machte ein erwartungsvolles Gesicht und reichte mir Tafel und Griffel.

Ich aber winkte ihm zum Abschied zu und hielt stracks auf das Boot zu. Als ich mich umdrehte, war er schon verschwunden. Da fiel mir ein, daß ich ziemlich bald das Bedürfnis nach ganz gewöhnlichem Essen verspüren würde und vermutlich das noch dringendere Verlangen nach der Sauerstoff-Nahrung. Ich wußte noch immer nicht, wo ich mir diese Dinge beschaffen konnte.

XIII

Ich umkreiste zunächst das Boot, konnte aber durch die Bullaugen niemanden sehen. Marie hatte sich offenbar zur Ruhe begeben. Ich war mir nicht sicher, ob es eine sehr kluge Taktik wäre, sie aufzuwecken, entschloß mich dann jedoch, das Risiko auf mich zu nehmen. Ich pochte an den Schiffsrumpf.

„Falls du Bert bist, dann scher dich weg! Ich denke gerade nach!“ Klar und verständlich kamen diese Worte aus dem Inneren. Maries Stimme allerdings hätte ich nicht erkannt. Ich kann gar nicht beschreiben, wie die Worte eigentlich klangen. Die menschlichen Stimmbänder bringen Obertöne hervor, die normalerweise nicht durch die impedanzausgleichende Einrichtung des Mittelohrs dringen — einer der Gründe, weswegen einem die eigene Stimme auf Tonband so fremd vorkommt. Befindet man sich aber in einer Flüssigkeit, die den Ton annähernd so schnell leitet wie Wasser, und hat man diese Flüssigkeit beidseits des Trommelfells, dann fällt der Unterschied noch größer aus. Mir fehlen wie gesagt die Worte, um das Ergebnis exakt zu beschreiben.

Ich klopfte abermals. Die zweite Antwort war ebenso klar, doch mußte ich Marie versprechen, sie nicht zu zitieren. Ich wurde nun ärgerlich, und mein drittes Klopfen fiel so dröhnend aus, wie es die flüssige Umgebung zuließ. Das war ein Fehler.

Wenn ein Mensch von Luft umgeben ist, hält er die Explosion eines Dynami tstabes in hundert Fuß Entfernung aus. Das Geräusch ist zwar unangenehm, aber keineswegs gefährlich. Detoniert das Dynamit unter Wasser, muß er mit dem Tod rechnen.

Meine Faust hatte zwar nicht die Wucht eines detonierenden Dynamitstabes, doch hätten wir uns in weiterer Folge viel Ärger erspart, wenn es der Fall gewesen wäre. Wenigstens wäre ich halbwegs angenehm zu Tode gekommen. Mein Trommelfell hielt der Schockwelle stand und platzte nicht, doch ich hatte ein dem Platzen ähnliches Gefühl.

Ich brauchte so lange, bis ich mich gefaßt hatte, daß Marie ausreichend Zeit blieb, ans Fenster zu kommen, mich zu erkennen, den eventuellen Schock zu verdauen und wieder zu verschwinden.

Jetzt behauptet sie, sie wäre die erste halbe Sekunde froh gewesen, als sie mich sah. Sie sagt, daß sie sogar meinen Namen gerufen hätte. Aber bis ich meine Umgebung wieder klar erkannte, waren bei ihr alle Anzeichen von Freude wieder verschwunden. Sie starrte mich an. Ich sah, daß sich ihre Lippen bewegten, konnte ihre Worte aber nicht verstehen, weil es in meinen Ohren noch immer dröhnte und pochte. Ich hielt mir die Hände an die Ohren und gab ihr

Zeichen, sie möge warten, aber ihre Lippen bewegten sich in einem fort.

Da gab ich das Zeichengeben auf und machte mich mit dem Griffel an die Arbeit. Und als ich die Fläche mit Buchstaben vollgeschmiert hatte, konnte ich auch ihre Worte unterscheiden. Mir war nun klar, warum Bert sich lieber heraushielt. Trotz ihrer Wut hatte sie sich noch genügend klaren Verstand bewahrt, um innezuhalten und zu lesen, was ich geschrieben hatte und ihr ans Fenster hielt. Die Worte waren vorsichtig gewählt und basierten auf dem, was Bert mir über ihre derzeitige Einstellung gesagt hatte.

Ich hatte geschrieben: „Sag nichts, was mir bei diesen Leuten hier Schwierigkeiten bereiten könnte. Warum bist du hier unten geblieben?“ Das sollte sie von der Frage ablenken, warum ich selbst hier geblieben war und offenbar sämtliche Rechte und Privilegien besaß. Womöglich würde sie daraus schließen, daß ich Spion spielte. Ich hatte teilweisen Erfolg. Die Kraftausdrücke hörten auf, und sie nahm sich Zeit zum Oberlegen, ehe sie wieder zum Sprechen ansetzte.

Dann antwortete sie: „Ich bin hier, weil ich Joey finden möchte. Er ist hier unten verschwunden — das weißt du so gut wie ich. Ich werde hier unten bleiben, bis ich erfahren habe, was aus ihm geworden ist.“

„Wäre es nicht sinnvoller, wenn du auftauchtest und der Behörde über diese Anlage hier Bericht erstattest?“ fragte ich. „Dann könnte eine gut ausgerüstete, starke Truppe herunterkommen und etwas Konstruktives erreichen.“

„Daran dachte ich schon“, gestand sie, „doch als Bert mir sagte, ich könne ohne weiteres zurück und alles melden, was ich gesehen hatte, da wußte ich, daß ein Trick dahintersteckt. Außerdem machte ich mir Joeys wegen ganz große Sorgen, und man wollte mir absolut nichts über ihn sagen.“

„Hat Bert nicht gesagt, du könntest bleiben, wenn du willst?“

„Ja. Das machte mich erst recht mißtrauisch. Wie könnte sich ein anständiger Mensch zum Bleiben entschließen? Das war doch nur ein Trick, mit dem sie sich absichern wollten, das ich nicht zurückging. Wenn man erst mal auf Wasseratmung umgestellt ist, kann man nicht mehr zurück, ist doch klar.“

Fast hätte ich ihr gesagt, daß die Flüssigkeit kein Wasser sei, und sie beinahe gefragt, wie sie zu dieser Schlußfolgerung käme. Zum Glück merkte ich, daß der erste Punkt irrelevant war und sie ihn als Wortklauberei abtun würde und der zweite sehr wahrscheinlich die Frage meiner Umwandlung aufs Tapet bringen würde. Außerdem hätte ich bei einem Wortgefecht auf Informationen zurückgreifen müssen, die zugegebenermaßen von Bert stammten und die sie wahrscheinlich nicht glauben würde.

Mir wurde schlagartig klar, daß ich eigentlich nur Berts Wort darauf hatte, daß der Umwandlungsprozeß rückgängig zu machen wäre, so daß ich zur Oberfläche zurück konnte. Wenn er sich irrte oder mich bewußt angelogen hatte, dann war es jetzt ohnehin zu spät. Ich schrieb weiter, während mir diese Überlegungen durch den Kopf gingen.

„Was glaubst du zu erreichen, wenn du in deinem Boot hocken bleibst? Was hast du in den sechs Wochen, seitdem wir dich zuletzt sahen, getrieben?“ Vor dieser Frage kniff sie.

„Ich weiß nicht, was ich hier erreichen kann, wenn ich aber verschwinde, dann bin ich von jeglicher Information abgeschnitten. Ich hoffe immer noch, daß ich aus Bert etwas herausbekomme. Sicher weiß er, wo Joey steckt, obwohl er es abstreitet.“

„Wie kannst du etwas aus ihm herausbekommen, wenn du nicht mit ihm sprichst? Eben jetzt, als du glaubtest, ich sei Bert, hast du mich weggeschickt.“

Sie lächelte, und sah einen Augenblick lang aus wie die Marie, die ich damals in Papetee gekannt hatte.

„Ich halte es für die bessere Taktik, wenn er mit mir sprechen möchte“, lautete ihre Antwort. Das leuchtete mir ein, doch gab es so vieles an Marie, das ich niemals begriffen hatte, und sie wußte es.

„Jetzt bin ich da“, schrieb ich, „ob es nun auf Dauer ist oder nicht — ich kann mich jedenfalls frei bewegen und etwas unternehmen. Dein Einverständnis vorausgesetzt, möchte ich meine Zeit mit dem Sammeln von Informationen zubringen, die du dann nach oben mitnehmen kannst, wenn du gehst — ich nehme an, du möchtest nicht den Rest deines Lebens hier verbringen.“

„Ich möchte nicht, erwarte es aber“, war ihre Antwort. Und noch ehe ich meinen Kommentar dazu schriftlich festhalten konnte, fuhr sie fort:

„Natürlich werde ich irgendwann aufgeben und mich auf den Rückweg machen müssen, aber ich weiß gleichzeitig, daß man sich meiner entledigen wird, wenn ich es tue. Vermutlich ist man mit Joey so verfahren. Falls ich ihn aber lebend finde, hä ngen meine Pläne von ihm ab.“ Damit war sie fürs erste fertig, und ich konnte weiterschreiben.

„Aber du möchtest, daß ich ihn für dich finde.“

Sie sah mich mit einer, wie ich hoffte, liebevollen und mitfühlenden Miene an, obwohl ich da nicht so sicher war, als sie da durchs Bullauge lugte. Natürlich kannte sie meine Gefühle für sie. Ich hatte niemals ein Geheimnis daraus gemacht, uns selbst wenn es der Fall gewesen wäre, hatte es einer ganz dummen Person bedurft, die

sämtliche Anzeichen von Zuneigung übersehen hätte. Die meisten Mädchen in unserer Abteilung sind längst nicht so klug wie Marie, und für sie bildete ich eine ständige Quelle der Erheiterung.

Marie ließ sich mit der Antwort Zeit, und ich spürte, daß ich im Gespräch noch immer am Ball war. Ich kritzelte eifrig. „Das gehört ohnehin zu meiner Aufgabe. Ich kam hier herunter, um über euch drei so viel als möglich zu erfa hren. Über dich und Bert weiß ich nun Bescheid, damit ist meine Aufgabe aber noch nicht erledigt. Es gibt hier noch einiges, das mich interessiert. Ich möchte die technischen Einzelheiten in Erfahrung bringen, die das Leben hier überhaupt ermöglichen, insbesondere den Grund für Mißachtung der Energierationierung.

Da wäre noch eine kleine Frage, auf die mich das Gespräch mit dir gebracht hat. Wenn du so überzeugt davon bist, daß man Joey um die Ecke brachte und dasselbe mit dir vorhat — falls du nach oben möchtest —, warum bist du dann noch am Leben.

Man hätte dein Boot mit Leichtigkeit durchlöchern können — und hätte sich die beträchtliche Mühe gespart, dich mit Essen und Luft zu versorgen.“

„Das habe ich mir auch schon überlegt“, antwortete Marie, diesmal ohne zu zögern. „Als ich diesen Sitzstreik hier inszenierte, wollte ich sie damit in diesem Punkt testen…“ Sie sah, daß ich am Schreiben war und hielt inne, während ich meine Notizen beendete.

„War dieser Test nicht ziemlich riskant?“ fragte ich. „Angenommen, sie hätten den Test nicht bestanden. Hättest du überlebt, um das Ergebnis weiterzugeben?“

„Hm — nein. Zu diesem Zeitpunkt war es mir ziemlich einerlei, was aus mir wurde, aber ich war tatsächlich der Meinung, ich hätte eine Chance, hier herauszukommen und den Weg zurück an die Oberfläche zumindest zu versuchen, damit ich Meldung machen konnte.“

„Marie, von deinem Verstand hatte ich eine zumindest ebenso gute Meinung wie von deinen übrigen Eigenschaften, aber in den vergangenen paar Minuten hast du nur Humbug geredet. Das mußt du doch selbst merken. Bist du zur Mitarbeit bereit, oder muß ich hier noch einsamer agieren, als ich befürchtet hatte? Ich wiederhole, warum hat man dich nicht getötet oder dich verhungern lassen?“

Damit ging ich ein Risiko ein, das war mir klar, aber es lohnte sich. Sie runzelte die Stirn, überwand sich schließlich und sagte nach einiger Überlegung wesentlich ruhiger: „Na schön. Ich traute keinem dieser Saft-Atmer da draußen über den Weg, und ich bin nicht mal sicher, daß ich dir traue — “ wie dankbar war ich für ihr ›nicht mal‹

—, „aber ich muß es riskieren. Hier unten hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. Ansonsten gab es für mich ja nicht viel zu tun. Ich habe eine Erklärung gefunden, die meiner Meinung nach hieb— und stichfest ist. Damit wäre erklärt, warum man mich am Leben ließ und dir und Bert erlaubte, sozusagen Vereinsmitglieder zu werden. Es deutet alles darauf hin, daß Joey möglicherweise noch am Leben ist. Wenn er noch lebt, kann ich mir aber nicht erklären, warum er mich nicht besucht so wie du und Bert."

Sie überlegte kurz und fuhr dann fort. „Im Prinzip ist es ganz einfach, aber ein paar zusätzliche Einzelheiten könnte ich gut gebrauchen. Das ist mit ein Grund, warum ich es dir sage." Wieder machte sie eine Pause und sah mich eindringlich an, ehe sie fortfuhr.

„Ich bin sicher, daß sie uns brauchen. Sie brauchen etwas, das hier Mangelware ist und das du und Bert und Joey und ich und vielleicht jeder andere von der Oberfläche ihnen verschaffen können.

Das ist die einzig plausible Antwort."

Ich überlegte. An diese Möglichkeit hatte ich nicht gedacht, obgleich ich nicht bereit war, sie so ohne weiteres als einzig plausible zu akzeptieren.

„Du glaubst also nicht, daß es allein die Freude an ihrer Lebensweise ist — an der Freiheit von Energierationierung, wie sie es vermutlich nennen —, die sie immer wieder neue Rekruten suchen läßt? Dergleichen soll vorkommen."

„Ich weiß", gab sie zurück. „Aber in diesem Fall glaube ich nicht daran. Das gab es früher mal, damals als es noch Nationen und politische Parteien gab, bevor man sich über die Notwendigkeit einer Aufsichtsbehörde klar wurde."

„Wenn du glaubst, daß wir über Politik erhaben sind", kritzelte ich so hastig, wie mein Griffel erlaubte, „dann bist du weniger helle, als ich dich vom Büro her in Erinnerung habe. Und warum willst du diese Gruppe hier nicht als Nation ansehen. Ich jedenfalls sehe sie als solche."

„Nation? Du hast wohl einen Kurzschluß zwischen den Ohren. Das ist doch nichts weiter als eine Gruppe ganz gewöhnlicher Energieverschwender. Für eine Nation sind es zu wenige."

„Weißt du, wie viele es sind?"

„Nein, natürlich nicht. Ich konnte sie ja nicht abzählen. Ein paar hundert, glaube ich."

„Glaubst du denn, ein paar hundert Menschen könnten eine Anlage wie diese errichten? Oder auch nur einen kleinen Teil davon? Hier unten muß es ein Tunnelsystem von vielen Meilen geben. Ich schwamm fast eine Stunde, bis ich endlich hier herkam, und es war der reinste Irrgarten. Ich kenne ihre Energiequelle und die

Energieversorgung nicht, es muß sich aber um eine gewaltige Sache handeln. Alle diese beleuchteten Gänge. Und dann das große Zelt draußen — das hast du sicher gesehen. Wie könnten ein paar hundert Menschen ein solches Projekt schaffen? Oben, an Land, mit unbegrenzter Zeit und den normalen Baumaschinen, sicher. Aber welche der herkömmlichen Maschinen könnte man hier unten einsetzen?“

Marie hatte schon vorhin eine Bemerkung einwerfen wollen, wartete aber ab, bis ich fertig war. Es hätte keinen Sinn, die nächsten Minuten Wort für Wort zu zitieren. Das Gesagte läßt sich dahingehend zusammenfassen, daß sie das beleuchtete Gelände draußen nicht gesehen hatte. Auf ihrer Suche nach Joey war sie wohl einem Arbeits-Boot begegnet, war ihm gefolgt und an einem Eingang gelandet, von dem aus man das Zelt nicht sehen konnte. Offenbar gab es hier jede Menge Eingänge.

Eine Meinung über das beleuchtete Gelände draußen konnte sie nicht äußern, und ich wurde das Gefühl nicht los, daß sie meinem Bericht nicht recht traute.

Sie war nicht gefangen worden. Sie hatte vielmehr das Fahrzeug bis zum Ei ngang verfolgt, hatte entdecken müssen, daß sie zuwenig Ballast hatte, um die Schicht zwischen den Flüssigkeiten zu durchdringen und war einfach da stehengeblieben und hatte den Verkehr blockiert, bis man sie schließlich mit Ballast belud und sie aus dem Weg schaffte. Frauen sind interessante Geschöpfe mit interessanten Fähigkeiten. Ich war nicht sicher, ob ich ihr glauben sollte, aber davon ließ ich nichts laut werden.

„Nun gut“, schrieb ich schließlich. „Meine Aufgaben sind nun wie folgt: Ich soll Joey finden oder zumindest verläßliche Nachrichten von ihm bekommen. Ich soll einen überzeugenden Grund dafür finden, warum man uns so eifrig drängt, hier mitzumachen. Ich soll verläßliche Informationen über Größe und Bevölkerungszahl der Anlage herausbekommen und vor allem technische Informationen über ihre Kraftwerke.“

„Richtig“, nickte sie. „Ich verlange gar nicht, daß du das alles schaffst, ohne dich Bert anzuvertrauen, weil es außer meiner Macht steht, eine solche Forderung zu erzwingen. Ich sage bloß, daß ich derung zu erzwingen. Ich sage bloß, daß ich ihm nicht traue.“

„Ich sehe nicht ein, warum nicht. Er hat sich zwar an dieses Hochdrucksystem anpassen lassen, aber das habe ich schließlich auch getan, und mir traust du wohl, wie ich sehe.“

„Erinnere mich nicht daran! Das ist ein Punkt gegen dich. Trotzdem — in deinem Fall hoffe ich, daß es sich um ein Tarnmanöver handelt. Du scheinst dich in der Hoffnung zu wiegen,

daß es sich um eine rückgängig zu machende Veränderung handelt, was ich wiederum nicht glaube. Ich konnte es dir ansehen, als ich sagte, der Prozeß wäre unabänderlich. Ich hoffe in deinem Interesse, daß du recht behältst."

„Warum hätte Bert nicht dasselbe glauben und dasselbe Motiv haben sollen?"

„Warum ist er denn seit einem Jahr hier unten?

Wenn er zurück kann, dann muß er etwas im Schilde führen, weil er noch nicht zurück nach oben ist.

Wenn er aber gar nicht zurück kann, hat er ebenfalls etwas vor, weil er dir sagte, es wäre möglich.

Überleg einmal."

Ich tat es und mußte entdecken, daß mir darauf keine gute Antwort einfallen wollte. Ich brachte nicht mehr heraus als: „Gut, ich werde mich vorsehen." Ich hatte mich bereits umgedreht und war ein Stück weggeschwommen, als sie meinen Namen rief. Verärgert drehte ich mich um und sah ihr Gesicht an die Scheibe gepreßt. Als ich hinsah, fing sie zu sprechen an, um vieles leiser, so daß ich sie kaum hören konnte.

„Du bist ein feiner Kerl! Wenn Joey nicht wäre…"

Sie konnte nicht weitersprechen. Ihr Gesicht verschwand von der Scheibe.

Ich schwamm fort, lauschte meinem eigenen Herzschlag und versuchte, Ordnung in meine Gedanken zu bringen.

XIV

Draußen auf dem Gang war keine Spur von Bert, und ich wagte es nicht, auf eigene Faust auf die Suche zu gehen. Den Weg zu dem ozeannahen Eingang hatte ich noch in Erinnerung. Dorthin schwamm ich nun in der Hoffnung, daß dies für ihn der logischste Warteplatz wäre.

In dem großen Raum traf ich mindestens ein Dutzend Menschen an. In dem dunklen Wasser darüber konnte ich noch mehr Schwimmer, aber leider nur undeutlich sehen. Bert war nicht darunter. Mir blieb nichts übrig, als auf ihn zu warten, was das Hauptprogramm betraf. Aber inzwischen konnte ich gut meine Ortskenntnisse erweitern.

Ich schwamm an die Zwischenschicht heran und zögerte zunächst. Die anderen schwammen hindurch. Ich wollte mir erst ihre Technik näher ansehen, ehe ich es selbst versuchte.

Dabei war es ganz einfach. Man brauchte nur zu einer Leiter zu schwimmen, den Ballastgürtel abzulegen und an einen der zahlreichen Haken zu hä ngen. Nun konnte man durch. Aber alle, die das machten, trugen Helm und Coverall, vermutlich, um die besondere Flüssigkeit in Mund, Ohren und so weiter, zu halten. Möglich, daß Meereswasser in den Lungen schmerzte. Jedenfalls steckte niemand einen unbehelmten Kopf durch die Grenzschicht, und ich entschloß mich, ebenfalls auf Nummer Sicher zu gehen, obwohl ich zunächst keine Gefahr entdecken konnte.

Ich bemerkte, daß ich von einigen beobachtet wurde. Ihre Mienen drückten Besorgnis aus. Eine machte mir Zeichen, die ich natürlich nicht deuten konnte. Sie beobachtete mich, sah, daß ich keine Antwort gab und machte nun für die Umstehenden eine Reihe von flatternden Bewegungen. Dann kam sie zu mir herübergeschwommen. Sie deutete auf das Wasser, sodann auf mich und zog fragend die Brauen hoch. Die Natur ihrer Frage war leicht zu erraten, obgleich das Mädchen selbst mehr Aufmerksamkeit auf sich zog als ihre Handzeichen.

Vielleicht war es dieselbe, die ich draußen schon gesehen hatte, obgleich man nicht sicher sein konnte. In der Gruppe waren mehrere andere, die es ebenso gut hätten sein können. Sie hatte glattes blondes Haar, so kurz geschnitten, daß sich leicht ein Schwimmhelm darüberstülpen ließ. Sie war mittelgroß und hätte außerhalb des Wassers an die hundertzehn Pfund gewogen. Sie trug eine zweiteilige Kombination, die mit einem Coverall keine Ähnlichkeit hatte, aber mehr Flächenschutz bot als ein Bikini. Ihr Gesicht war ganz schmal und ließ keine Schlüsse auf ihre Herkunft zu.

Als Antwort auf ihre Frage oder auf das, was ich für eine Frage hielt, deutete ich mit dem Arm zur Wasseroberfläche, ganz langsam, und beobachtete sie dabei mit hochgezogenen Brauen.

Sie verneinte mit einem Kopfschütteln, verschränkte die Arme vor sich und schüttelte sich ganz drastisch. Das konnte ich natürlich nicht deuten und ärgerte mich über mich selbst, weil mir nicht eingefallen war, daß das Wasser draußen kalt sein würde. Ein nützlicher Hinweis. Es gestattete die Annahme, daß die uns umgebende Flüssigkeit kein guter Wärmeleiter war, sonst hätte ich die Kälte des Meerwassers schon zu spüren beko mmen. Auch ein schlechter Wärmeleiter konnte dieses Medium nicht sein, oder wir hätten mit dem üblichen Rauma nzug-Problem kämpfen müssen, unsere überschüssige Körperwärme loszuwerden.

Bis zu diesem Augenblick hatte ich weder Hitze noch Kälte gespürt. Nun wünschte ich mir ein Thermometer herbei, damit ich mir ein verläßlicheres und in Zahlen faßbares Bild hätte machen kö nnen.

Ich wies mit ausgestrecktem Finger auf die Grenzschicht und stellte dem Mädchen dieselbe Frage mit den Brauen. Sie zog die Achseln hoch, als wollte sie damit sagen, es sei ja mein Finger.

Ich steckte ihn also durch.

Die Temperatur war durchaus erträglich, aber ich verstand jetzt, warum die Schwimmer in Coveralls steckten. Sicher hätte ich es eine kurze Weile aushalten können, aber im Moment sah ich in einem Test keinen Sinn.

Ich hielt es für nützlicher, mich langsam mit der normalen Verständigungsmethode dieser Menschen vertraut zu machen. Trotz Berts Bemerkungen und meines früheren Versuches durch die Tankwände, erschien es mir möglich, daß es darunter einige Menschen geben könne, die wenigstens eine Ahnung von einer mir bekannten Sprache hatten. Ich zeigte dem Mädchen mein Schreibmaterial. Sie nickte und lächelte den anderen zu, die in der Nähe umherschwammen. Ich schrieb einen kurzen Satz in jeder der mit geläufigeren Sprachen und hielt ihr die Tafel unter die Nase.

Sie besah sich das Geschriebene höflich und gründlich und schüttelte sodann lächelnd den Kopf.

Ich zeigte es den anderen und erntete dieselbe Reaktion. Dann folgte eine längere Unterhaltung in Fingersprache untereinander. Einige, das Mädchen mit eingeschlossen, sahen aus, als hätten sie gern gelacht, wenn es physikalisch möglich gewesen wäre. Dann nahm das Mädchen mir das Schreibzeug aus der Hand und schrieb etwas in ihrer eigenen Schrift.

Der Griffel huschte behände über die Tafel, aber keineswegs in geordneten Linien von einer Seite zur anderen. Von meinem Standpunkt aus sah es eher wie eine Zeichnung aus. Sie brauchte etwa

eine halbe Minute, dann gab sie mir das Täfelchen zurück, und ich staunte Bauklötze. Ich staunte wirklich nicht schlecht.

Was sie da vollbracht hatte, läßt sich im Detail nicht beschreiben. Ich kann verbal nur einen allgemeinen Eindruck vermitteln. Es ähnelte einem Elektro-Diagramm. Gerade Linien, meist parallel zum Rand. In den Linien kleine Lücken, wo andere Linien auftrafen. Manchmal waren die Kreuzungspunkte mit Punkten gekennzeichnet. Manchmal wiederum kreuzte eine Linie die andere ohne weitere Kennzeichnung. Da und dort in dem Labyrinth sah man Miniatur-Muster, unglaublich kompliziert in Anbetracht der kurzen Zeit, die sie dafür gebraucht hatte. Das alles ähnelte keinem der elektrographischen Symbole, die mir bekannt waren, aber alles in allem vermittelte es ein vages Gefühl der Vertrautheit. Das ganze Muster wirkte annähernd wie ein Bild, etwas das mir bekannt vorkommen sollte, das ich jedoch nicht imstande war, aus dem Gedächtnis auszugraben. Ich versuchte es als Schaltungs-Diagramm zu deuten, weil es mit einem solchen annähernd Ähnlichkeit hatte, aber damit kam ich nicht weiter. Ich versuchte es als Trick-Zeichnung zu sehen, und kam damit auch nicht weiter. Ich schüttelte den Kopf, wie es das Mädchen auch getan hatte.

Ich löschte nun das Gezeichnete und versuchte es mit ein paar anderen Sprachen, diesmal mit solchen, die ich nicht allzu gut beherrschte. Dabei hoffte ich ja bloß auf ein leises Zeichen des Erke nnens. Vergeblich. Keine Spur. Das war seltsam, da das gute Dutzend Sprachen, das ich damit erfaßt hatte, die Muttersprachen von drei Viertel der Erdbevölkerung darstellte, und darunter auch einige Sprachen waren, die von Gebildeten der ganzen Erde verstanden wurden.

Das Mädchen reagierte auf meinen zweiten Versuch mit einem neuen Versuch ihrerseits. Ich sah, daß das Ergebnis diesmal in Einzelheiten von dem ersten abwich, im großen und ganzen aber ähnlich war. Der Sinn blieb mir ebenso verschlossen. Hätte ich eine Kamera zur Hand gehabt, so hätte ich eine Aufnahme machen können, in der Hoffnung, daß die Skizze etwas mit dem Kraftwerk zu tun hatte, obgleich ich zugeben mußte, daß dies auch bei größtem Optimismus nur eine winzige Chance darstellte.

Aber der Gedanke an Pläne im allgemeinen brachte mich auf eine Idee. Ich löschte das Geschreibsel und zeichnete nun eine kleine Skizze des Raumes, in dem wir uns befanden und von den verschiedenen Gängen, die davon abzweigten, sodann den Raum, in dem Maries Boot lag. Zunächst erfaßte das Mädchen nicht, worum es ging. Ich schwamm daher zu dem Gang, auf dessen Eingang ich zuvor gezeigt hatte, sah nach, ob er gerade verlief, und brachte die passenden Striche an der Zeichnung an.

Jetzt war der Groschen gefallen. Sie nickte nach einer

gestenreichen Unterhaltung mit ihren Freunden. Sie warf mir einen „Nawennschon“-Blick zu. Ich gab ihr Tafel und Griffel und machte ihr gestenreich klar, daß ich eine Skizze der ganzen Anlage wollte.

Auch dies wurde verstanden, dessen war ich sicher, aber die gestikulierend geführte Unterhaltung wollte kein Ende nehmen. Ich hoffte, man diskutierte nur die Art und Weise, wie man mir das Wissen übermitteln und nicht, ob man es mir überhaupt weitergeben sollte. Am liebsten wäre mir natürlich ein richtiger Lageplan der Anlage gewesen und nicht nur eine Freihandzeichnung.

Die Auseinandersetzung, falls es eine war, wurde durch Berts Rückkehr beendet. Es war eine Erleichterung, sich verständlich, wenn auch langsam, unterhalten zu können, aber Bert hatte da seine eigene Vorstellung. Er nahm dem Mädchen das Schreibzeug ab und löschte das Geschriebene, ohne einen Blick darauf zu werfen.

„Hast du Marie zur Mitarbeit bewegen können oder hat sie dich sofort mit den übrigen Hiesigen in einen Topf geworfen?“ fragte er.

„Ich glaube, sie räumt mir eine Bewährungsfrist ein“, gab ich zurück. „Aber sie wird sich nur zufrieden geben, wenn sie eine endgültige Nachricht über Joey bekommt.“

„Die können wir ihr nicht geben. Meines Wissens war er nie da.“

„Und ihr habt sein Boot nicht mal irgendwo in der Nähe gesichtet?“

„Darüber liegt keine Meldung vor.“

„Und was ist mit euren Sonar-Einrichtungen?“

„Die wenden wir nur unter besonderen Umstä nden an. Man könnte sie zu leicht orten. Wir sind bereit, uns von der Welt entdecken zu lassen, aber nur für den Fall, daß man von uns wirklich alles in Erfahrung bringen will. Begreifst du noch immer nicht? Wir möchten nicht mit den Energieklau-Typen, hinter denen die Behörde her ist, in einen Topf geworfen werden, und du weißt sehr gut, daß dies genau der Eindruck ist, den die Menschen von uns bekommen, wenn man uns keine Chance für weitere Erklärungen einräumt.“

„Das dürfte stimmen. Es ist der Eindruck, den Marie jetzt hat, und sie scheint ihn nicht aufgeben zu wollen. Ich frage mich, ob da einfache Erklärungen genügen werden.“

„Wenn die Menschen die Erklärungen glauben, genügt es.“ Über die Tiefe dieser Bemerkung ließ ich mich nicht weiter aus.

„Du lieferst Marie seit sechs Wochen Erklärungen, und sie glaubt kein Wort.“

„Nein, das stimmt nicht. Wir wollen seit sechs Wochen mit ihr ins Gespräch kommen, und sie hört gar nicht hin. Das ist ein großer Unterschied. Sie will von nichts anderem reden als von Joey. Ich glaube, der größte Dienst, den du uns und der Behörde erweisen

könntest wäre, wenn du sie dazu brächtest, ihre Aufmerksamkeit einer Beschreibung der Gesamtsituation zu widmen.“

Das mußte ich erst verdauen. Einige der Schwimmer hatten sich davongemacht, aber das Mädchen und zwei oder drei andere beobachteten uns noch immer voll Interesse. Sie konnten sich an unserem Geschreibsel nicht sattsehen und guckten uns neugierig über die Schulter. Dabei ergatterte das Mädchen immer den besten Platz. Verglichen mit den meisten Zonen der Erdoberfläche war hier das Benehmen noch reichlich altmodisch.

„Vielleicht hast du recht“, schrieb ich schließlich, nachdem ich das, was er gesagt hatte, mit dem für mich ausgearbeiteten Plan in Einklang gebracht hatte. „Das soll wohl heißen, daß ich mir die ganze Anlage ansehen muß, damit ich mich auf Wissen aus erster Hand berufen kann.“

„Genau. Komm jetzt. Mit dieser Aufgabe kommst du vielleicht um die landwirtschaftliche Betätigung herum, aber du solltest die Farmen wenigstens sehen. Außerdem habe ich Hunger, und bei dir liegt die letzte anständige Mahlzeit sicher schon länger zurück.“

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Ich folgte ihm, als er auf einen Gang zuschwamm. Das Mädchen und drei andere folgten uns nach dem Austausch von ein paar Handbewegungen.

Wie vorhin erwies es sich als unpraktisch gleichzeitig schreiben und schwimmen zu wollen. So blieb mir wenigstens während des Schwimmens reichlich Zeit zum Überlegen. Sehr konstruktiv waren meine Überlegungen nicht, und über unseren Anmarschweg oder vielmehr Anschwimmweg kann ich nicht mehr sagen, als daß er an die fünfzehn bis zwanzig Minuten dauerte. Es passierte absolut nichts Interessantes und meines Wissens nichts Wichtiges, bis wir einen Eingang erreichten, der nicht so regelmäßig geformt war wie die runden und eckigen, die ich bis jetzt gesehen hatte.

Das Licht auf der anderen Seite war schwächer als in den Tunnels, aber heller als im Ozean jenseits der regelmäßig geformten Eingänge. Ich folgte Bert mit neuerwachtem Interesse und stellte Mutmaßungen über das an, was ich nun zu sehen bekommen würde.

XV

Ich war nicht weiter erstaunt, als ich mich plötzlich einige Yards über dem Meeresboden befand.

Ich war „im Freien“.

Der Gang, den wir eben verlassen hatten, war in eine schräge Felswand geschlagen — und auch der Gang selbst war nicht horizontal, wie ich jetzt sehen konnte. Während des Schwimmens hatte ich nicht bemerkt, daß es leicht aufwärts ging. Wie hätte ich es auch merken sollen?

Unter mir erstreckte sich eine Riesenfläche, die sich in der Ferne verlor. Alles war hell erleuchtet.

Etwa fünfzig Fuß über mir konnte ich die leuchte nde Fläche eines „Zelt“-Daches sehen. Der Boden unter mir hätte ebenso gut unter fünf statt unter fünftausend Fuß Wasser liegen können. Er war nämlich bedeckt mit Vegetation.

Von den hier vorkommenden Pflanzen erkannte ich keine einzige, aber das war ganz natürlich. Wäre ich in eine Zeit hineingeboren worden, in der die genetische Manipulation noch nicht allgemein praktiziert wurde, so hätte ich in der Schule gewiß Biologie oder Naturgeschichte oder ähnliches gelernt, aber dies war nun nicht der Fall gewesen.

Diese Pflanzen hier waren vermutlich so beschaffen, daß sie als Nahrung für die Bevölkerung dienten, und das helle Licht wurde gebraucht, um das Wachstum der Pflanzen zu ermöglichen.

Das war eine ebenso plausible Erklärung für die vergeudeten Kilowatt wie die, die Bert mir geliefert hatte. Nur ein einziges Mal, es war vor mehreren Jahren, hatte ich die von einem Energieklau erzeugte und von uns konfiszierte Nahrung gekostet, und schon damals hatte ich dem Kerl meine Symp athien nicht versagen können. Noch Wochen nachher hatte ich mir mehrmals täglich unsere moralischen Grundsätze vorbeten müssen. Schließlich hatte ich doch noch zu meiner normalen, gesunden Abneigung gegen Menschen zurückgefunden, die Energie abzweigen, um sich Freuden zu verschaffen, die uns anderen versagt sind, aber es war mir doch sehr schwergefallen.

Bert und die anderen schwammen hinunter zum Boden, der in annähernd rechteckigen Feldern angelegt war, wobei in jedem Abteil eine andere Pflanze gedieh. Wir waren nicht die einzigen, die hier aßen und schwammen. Einige waren an der Arbeit. Die genaue Natur ihrer Tätigkeit sollte mir unbekannt bleiben, teils weil ich sie nur aus der Ferne sah, teils weil ich von Landwirtschaft ebenso wenig verstand

wie alle Menschen im letzten Jahrhundert.

Meine Begleiter rissen nun runde grünliche Auswüchse von den Pflanzen ab und bissen hinein. Das Mädchen reichte mir ein solches Ding und sah offensichtlich belustigt zu, wie ich das Zeug in Augenschein nahm und schließlich probeweise daran knabberte.

Ich konnte mich nicht zu dem Urteil durchringen, ob es mir schmeckte oder nicht. Es schmeckte anders als die gewöhnlichen Tank-Algen und war gar nicht zu vergleichen mit jenem verbotenen Genuß vor vielen Jahren, aber es war immerhin interessant. Beim nächsten Bissen entschied ich, daß es wohlschmeckend war und aß es ganz auf. Das Mädchen zeigte mir, wie man die Frucht ohne große Kraftanstrengung von der Pflanze löste — man mußte sie auf besondere Weise drehen, ehe der harte Stängel nachgab — und überließ mich dann meiner Geschicklichkeit, während Sie selbst ein paar Früchte verzehrte.

Dann winkte sie mir, ich möge ihr folgen, und führte mich zu einem anderen Flecken. Dort zeigte sie mir eine andere Frucht. In der nächsten Viertelstunde nahm ich eine höchst zufriedenstellende Mahlzeit zu mir.

Ich fragte mich, welches dieser Gewächse, wenn überhaupt, die Sauerstoffquelle sein mochte. Vielleicht waren es alle. Sie alle waren grün und vermutlich fotosynthetisch, aber keines gab sichtbare Bläschen ab, wie die üblichen Na hrungs-Algen. Ich beschloß, mir nicht weiter den Kopf wegen des Sauerstoffs zu zerbrechen. Berts Freunde hatten keine Ursache, mich auf so indirekte und praktische Weise zu töten, indem sie mir Sauerstoff versagten.

Sie hätten schon ganz andere Möglichkeiten gehabt.

Plötzlich merkte ich, daß ich Bert immer stärker mit den hier Ansässigen in einen Topf warf, und zwar ganz unbewußt. Ich glaube zwar nicht alles, was ich vom Unterbewußtsein so gelesen habe — mir hat es zuviel Ähnlichkeit mit Astrologie, Alkohol und ähnlichen Entschuldigungen für eine nachlässige Denkweise und für Unfähigkeit —, aber, wenn ich so ganz bewußt die Ereignisse der letzten Stunde überdenke, sah es immer mehr aus, als wäre meine veränderte Haltung gerechtfertigt. Bert schien sich eher in der Rolle eines hier ansässigen Bürgers denn als Beauftragter der Behörde zu sehen, und vielleicht hatte ich seine Haltung mir zu eigen gemacht, ohne die Tatsachen richtig zu sehen. Da war beispielsweise seine Wortwahl. Ich hatte bislang mehr Aufmerksamkeit dem gewidmet, was er sagte, als der Art, wie er es sagte, aber wenn ich es recht überlegte, kamen sehr viele „Wir“ und „Uns“ darin vor, die eigentlich in den Gedanke ngängen eines guten Behördenbeamten unter den gegebenen Umständen nichts zu suchen hatten — speziell wenn er sicher sein konnte, daß außer mir niemand das Geschriebene lesen könnte.

Vielleicht war Marie doch nicht so unvernünftig.

Ich sah zu ihm hinüber. Er aß wie die anderen, schien aber an der Unterhaltung wenig teilzunehmen, die mit Hilfe der unbeschäftigten Hände der Esser abgewickelt wurde.

Damals fiel mir nichts Besonderes dabei auf. Es bewies mir nur eines, nämlich daß seine Behauptung stimmte, er hätte von der ortsüblichen Sprache nicht viel erlernt.

Aber nach dem Essen überfielen mich wieder meine Befürchtungen. Er führte mich überallhin, wo ich nur wollte. Er erklärte mir überzeugend jede meiner Fragen. Zum Beispiel das Zeltdach. Als ich meine diesbezügliche Frage aufschrieb, nahm sein Gesicht eine seltsam violette Färbung an. Als die verblaßt war, schrieb er: „Vorsicht! Bei wassergefüllten Lungen kann Gelächter tödlich sein. Bei der Umwandlung wurde ein Hauptnerv des Hustenreflexes durchschnitten, aber lachen kann man immer noch, wenn man nicht achtgibt."

„Was ist so komisch an der Frage?"

„Ich verstehe, warum du glaubst, es wäre ein Material über dieses Feld gespannt, aber ich versichere dir, daß man sich diese Mühe nicht gemacht hat.

Was du hier siehst, ist einfach eine Trennschicht zwischen den Flüssigkeiten."

„Warum sieht es hier nicht aus wie an den Eingängen — durchscheinend statt durchsichtig? Warum gibt es übrigens eigene Eingänge?"

„Die Eingänge halten wir immer frei. Über den Anbauflächen ist das nicht möglich, da sie mehrere Quadratmeilen groß sind. Im Meer sinkt dauernd alles auf den Boden ab, und das auf den Farmen gezogene Zeug treibt nach oben. Ein kleiner Prozentsatz hat eine Dichte, die zwischen der unserer Flüssigkeit und der des Wassers liegt, es sammelt sich daher an der Trennfläche. An dieser Fl äche wächst allerhand an lebender Materie, zum Glück nur einzelliges Zeug. Wenn es überhand nähme, müßten wir die Fläche säubern, damit Licht zu den Pflanzen kann. Ein schönes Stück Arbeit!"

Ich weiß, ich hätte ihn nun auf der Stelle fragen müssen, warum die Lichter oben im Wasser und nicht näher bei den Pflanzen waren. Aber das gehörte zu meinen Unterlassungssünden. Seine Antwort hätte mir sehr viel Peinlichkeiten erspart, obwohl ich gar nicht sicher bin, daß er mir die Frage beantwortet hätte. Jetzt aber, da ich seine Beweggründe verstehe, glaube ich, daß er geantwortet hätte.

Als ich das Kraftwerk aufs Tapet brachte, ging es sofort los, in Begleitung derselben Gruppe. Ich fragte mich, ob es sich dabei um

Wächter, um Geheimagenten oder um harmlose Neugierige handelte, verwendete aber nicht viel Zeit auf diese Frage.

Ich hatte keine Möglichkeit, sie auch nur annähernd richtig einzuschätzen. Da das Kraftwerk als nächster Punkt auf unserer Liste stand, war daneben keine andere Frage interessant.

Nach einiger Zeit kamen wir an die erste große geschlossene Tür, die ich seit meinem Aussteigen aus dem Tank gesehen hatte. Sie ähnelte stark jener Tür, die meinem Container den Eintritt in den Umwandlungsraum gestattet hatte. Bert winkte unseren Begleitern zu. Die fingen eine längere Unterhaltung untereinander an, er aber wartete nicht ab, sondern öffnete kleine Schränke in der Tunnelwand, in denen Coveralls aufbewahrt waren, die ähnlich aussahen, wie die draußen im Ozean benutzten. Sie waren komplett und mit Helmen ausgestattet.

„Warum? Temperatur?“ schrieb ich, als er mich anwies, einen anzuziehen.

„Nein. Du hast es wohl noch nicht selbst herausgefunden, und ich hoffe um deinetwillen, daß du es nie merken wirst, aber wir sind wegen unserer flüssigen Umwelt gegenüber Schallwellen sehr empfindlich.“ Diesmal war ich sicher, daß er mir die ungeschminkte Wahrheit sagte. „Das Kraftwerk ist sehr leistungsfähig, dafür aber sehr geräuschvoll — der Lärm reicht aus, um einen Me nschen zu töten.

Zieh den Anzug an und gib acht, daß er gut abschließt.“

Ich gehorchte. Beim Anziehen allerdings ging es nicht ganz glatt. Das Zeug war nicht so einfach gehalten, wie es aussah. An der scharfen Kante einer Schnalle schnitt ich mich in die Hand. Ich fragte mich, wie wohl die Qualitätskontrolle beschaffen sein mußte, die das durchgehen ließ. Die Blutstropfen sahen seltsam aus, hellrote Kügelchen, die aus der Wunde stiegen, doch die Ve rletzung war nur geringfügig. Bis Bert mein Problem mit der Schnalle gelöst hatte, hatte auch die Blutung aufgehört.

Er kontrollierte meinen Coverall, besonders die Helm— und Gelenkverbindungen. Die anderen hatten sich ebenfalls umgezogen und kontrollierten einander gegenseitig, Gesten, die sogar ich begriff, zeigten an, daß die Kontrollen beendet waren und Bert ging an die Tür.

Er bewegte eine Scheibe an der Seite und das große Ventil — genügend groß, um ein kleines Arbeitsboot durchzulassen — schwang auf. Er winkte uns durch, wartete, bis wir alle an ihm vorbei waren, und schloß die Tür hinter uns. Wieder fiel mir auf, daß sein Gehaben nicht nur auf Vertrautheit, sondern gar auf Autorität schließen ließ. Wie hatte ein Behördenagent es in einem einzigen Jahr geschafft, das Vertrauen dieser Menschen zu gewinnen? Ein Behördenagent, der mit Entschiedenheit gegen sie und ihre Lebensweise vorgehen müßte?

Hatte er gar schon Kontakte zu ihnen gehabt, ehe er vor einem Jahr von der Erdoberfläche verschwand?

Hatte Marie recht? Und wenn ja, was stand mir nun bevor? Als ich Bert Whelstrahl hier unten begegnete, hatte ich ihm völlig vertraut und hatte Maries Behauptungen als Phantastereien einer Frau abgetan, die vor Kummer hysterisch geworden war. Mir war es nicht unwahrscheinlich vorgekommen, daß ihr Joey — nicht daß er seiner eigenen Einschätzung nach je ihr gehört hatte — tatsächlich niemals hier angekommen war. Es gab andere Mö glichkeiten, wie ein Ein-Mann-U-Boot im Pazifik verschwinden konnte.

Zweifel und Fragen bedrängten mich. Doch im Moment wurde meine Aufmerksamkeit auch von anderen Dingen beansprucht.

XVI

Zum ersten Mal befand ich mich in einem Tunnel, dessen Schräge spürbar war — der Zug meines Ballastgürtels machte mir die Beurteilung leicht, ob es „hinauf“ oder „hinunter“ ging, als ich diesem Umstand meine ganze Aufmerksamkeit widmete. Es ging mit einer Neigung von sechzig Grad nach unten. Die Tunnelbeleuchtung, das einzig Erkennbare an den Wänden, glitt mit einer Geschwindigkeit an uns vorüber, die anzeigte, daß unserem Tempo mit Pumpen nachgeholfen wurde. Es herrschte eine starke Abwärtsströmung. Ich hätte zu gern gewußt, ob wir auf dem Rückweg dage gen würden anschwimmen müssen. Unmöglich, entschied ich. Entweder, man kehrte die Strömung um, oder wir mußten einen anderen Tunnel benutzen.

Eine Temperaturänderung fiel mir nicht auf, obwohl wir uns, wie ich sehr wohl wußte, einer Wärmequelle näherten. Womöglich gebot es die hier in bezug auf Energieverschwendung herrschende Moral, daß man leistungsmindernde Leckagen peinlich vermied, egal, wie verschwenderisch man nachher mit der gewonnen Energie umging.

Ich konnte nicht annähernd abschätzen, wie weit es hinunterging, bis wir endlich das Steuerzentrum erreichten. Sicher handelte es sich um eine größere Entfernung. Später bekam ich den Lageplan tatsächlich zu Gesicht, doch der von den Zeichnern benutzte seltsame Maßstab wollte mir einfach nicht in den Kopf. Gewiß lag das Kraftwerk so tief, daß auch gepanzerte Anzüge hier keinen Schutz mehr gegen den Druck boten.

Der Raum selbst war so groß, das man kaum bis ans andere Ende sehen konnte. Vielleicht habe ich vergessen zu erwähnen, daß die Flüssigkeit das Licht streute und weiter entfernten Gegenständen ein verschwommenes Aussehen verlieh.

Als Steuerzentrum war der Raum eigentlich erschreckend unkonventionell. An einer Wand sah ich ein Liniengewirr, das sogar ich unschwer als Verteilernetz erkannte. Darunter ein anderes Schema, schwieriger zu erkennen, jedoch von eindeutig vertikaler Orientierung. Ich vermutete, daß es die Flüssigkeitskreise zwischen der tief unten liege nden Wärmequelle, den Umformern und dem oben gelegenen Wärmeabzug darstellte. Eine Wärmemaschine, egal welcher Art, funktioniert nach grundlegenden thermodynamischen Prinzipien. Die Diagramme ähneln einander daher, ob es sich nun um eine Dampfturbine oder um ein Thermoelement handelt.

Entlang dieser Diagramm-Linien waren Meßapparate angebracht, größtenteils vom bekannten Skala-Nadel-Typ, Schalter und Rheostate. Nichts Geheimnisvolles also. Auf den ersten Blick als Steuerzentrum

eines Kraftwerks zu erke nnen. Auf den ersten Blick allerdings nur als solches zu erkennen. Um sich hier zurechtzufinden, würde man mit Glück und Geschick einen oder zwei Monate brauchen.

Dreißig bis vierzig Schwimmer, gekleidet und behelmt wie wir trieben in einem gewissen Abstand vor der Instrumentenwand und ließen die Instrumente nicht aus den Augen. Das war ein wenig erstaunlich. Bei einem Kraftwerk dieser Größenordnung hätte ich weniger Operatoren erwartet.

Falls die hier alle nötig waren, um alles von Hand aus zu regeln, dann sprach diese Tatsache nicht für den technischen Wissensstand hier unten — ähnlich wie die scharfe Gürtelschnalle. Ich hoffte stark, daß eventuelle Koordinationsschwächen nur zu Pannen und zu keiner Katastrophe führten. Sicherlich waren Sicherheitssysteme vorhanden, außerdem konnte ich in den Diagrammen so etwas wie Notaggregate entdecken, aber diese Vielzahl an Operatoren verlieh der Anlage einen Anstrich von Laienhaftigkeit. Ich sah genau zu. Die mit uns Gekommenen, sahen ebenso interessiert zu, das spürte ich. Ich hatte den Eindruck, daß sie ebenfalls zum ersten Mal hier waren. Das war gut möglich. Die Bevölkerung konnte sich ja nicht ausschließlich aus Energietechnikern zusammensetzen.

Das Geheimnis war jedoch noch unergründlicher, weil ich wußte, daß auch Bert keiner war. Er hatte zwar wie ich einen allgemeinen technischen Hintergrund, denn beim Aufstöbern von Energieverschwendern geht es ohne entsprechende Ausbildung nicht ab. Aber aus welchem Grund besaß er hier unten Autorität?

Er drehte sich um und verständigte sich mit unserer Begleitung mittels Handbewegungen. Sodann schrieb er für mich eine Mitteilung auf.

„Geh nicht zu nahe heran, damit du die Leute nicht ablenkst. Mehr als die Hälfte sind Praktika nten.“ Jetzt sah die Situation schon besser aus.

„Hier nimmt man die Ausbildung offenbar sehr ernst“, antwortete ich.

„Darauf kannst du dich verlassen. Du wirst auch bald sehen warum. Schwimm umher und sieh dir an, was du willst — du weißt genügend Bescheid, so daß ich dich nicht ständig im Auge behalten muß wie die anderen. Komm bloß keinem Operator in die Quere.“

Ich nickte. Die nächste halbe Stunde verwandte ich so, wie er es mir empfo hlen hatte. Ich studierte das gesamte Schaltbrett so eingehend wie nur mö glich. Mit der Zeit wurde mir alles immer besser verständlich. Der erstaunliche Grund dafür war die Tatsache, daß die Meßgeräte und Kontrollschalter mit ganz gewöhnlichen Zahlen gekennzeichnet waren. Das hatte ich nicht erwartet, nachdem

ich gesehen hatte, welche Art von Schrift hier verwendet wurde.

Leider standen die Zahlen allein da — ohne Angaben wie Volt oder Megabar. Trotzdem ließ die Lage eines jeden Instrumentes auf dem Diagramm einen Schluß auf seinen Zweck zu. Nach einer knappen Stunde hatte ich das Gefühl, ich würde mich in dem System leidlich auskennen.

Zehn Schächte führten zu den Wärmeabsorbern an der Quelle — höchstwahrscheinlich einer Magma-Höhle. Die Einzelheiten der Absorber selbst konnte ich der Schema-Tafel nicht entnehmen, doch hatte ich von vulkanischen Anlagen genügend Ahnung, um es mir ungefähr vorstellen zu können.

Ich hatte einmal in Java eine Untersuchung geleitet.

Dort war Wasser das Arbeitsmedium gewesen. Die Destillieranlage, die Meerwasser aufnahm und es entsalzte, die elektrolytischen Einheiten, die aus den gewonnenen Salzen Alkalimetalle zogen, und die Ioneneinspritzanlage waren aus der Planskizze ersichtlich.

Die MHD-Umwandler, zehn an der Zahl, wurden in einem gewöhnlichen Kühler entlüftet, der offe nbar mit Meerwasser gekühlt wurde. Er diente nicht als Vorheizung für die Destillieranlage, was in meinen Augen eine Verschwendung war.

Ohne Einheitsangaben an den Instrume nten konnte ich mir über die gewonnene Netzspannung keine Klarheit verschaffen, doch mußte es sich um Megawatt handeln.

Ich hatte das Geräusch, vor dem Bert mich gewarnt hatte, noch nicht wahrgenommen. Das hatte ich gewiß dem Anzug zu verdanken. Ich riskierte es und lockerte ganz leicht die Manschette zwischen Ärmel und Handschuh. Ja, da war ein Geräusch, ein schweres Dröhnen wie von einer großen Orgelpfeife und zweifellos derselben physikalischen Ursache zu verdanken. Es verursachte keine Beschwerden, doch ich konnte mir denken, daß es unklug gewesen wäre, den schützenden Anzug abzulegen. Ich fragte mich, wie nahe wir den Dampf-Kanälen wohl waren, welche die Quelle des Gesummes sein mußten. Noch neugieriger war ich auf die Art und Weise ihres Funktionierens, aber im Augenblick mußte ich mich ohne Einzelheiten zufrieden geben.

Die Schwimmer, die zusammen mit Bert und mir gekommen waren, hielten sich vom Schaltbrett weiter entfernt, vermutlich auf Grund seiner Anordnungen. Eine Weile sahen sie zu, dann aber fingen sie, nach ihren Handbewegungen zu urteilen, ein Gespräch an. Sie erinnerten mich stark an Schulkinder, denen der vorgeführte Film langweilig wird. Wieder fiel mir auf, wie seltsam es doch war, daß Bert Anordnungen geben, ja sogar als Führer fungieren konnte.

Er selbst kümmerte sich um die Leute, die mit uns gekommen

waren, nach den ersten paar Minuten überhaupt nicht mehr. Er hatte mir mit einer Geste zugewunken, die ich dahingehend deutete, daß er in Kürze zurück sein wolle. Und schon war er fortgeschwommen. Ich widmete mich weiter der Betrachtung des Schaltbrettes.

Das Mädchen und ihre Begleiter blieben mir auf den Fersen, kamen aber den Anlagen und den Operatoren nicht so nahe wie ich. Ihr Interesse galt augenscheinlich mehr mir als der Technik. Im Falle des Mädchens war mir dies verständlich, und ich nahm an, die Männer wollten eben dem Mädchen nicht von der Seite weichen.

Schließlich war ich mit meiner Inspektion fertig und wurde ungeduldig, weil Bert noch nicht wieder da war. Fragen konnte ich nicht. Er hatte das Schreibzeug mitgenommen, überdies hatte sich die Fruchtlosigkeit dieser Methode bereits gezeigt. Nun war wohl der geeignete Moment für die ersten Lernversuche der hier üblichen Zeichensprache gekommen.

Ich schwamm zu der gegenüberliegenden Wand, gefolgt von den anderen, und begann etwas, das ich für eine Sprachlektion nach Standard-Methode hielt. Ich deutete auf einzelne Dinge und versuchte die anderen dazu zu bringen, ihre Zeichensprache dafür anzuwenden.

Zu sagen, daß es schlecht ging, wäre eine Untertreibung. Es ging so miserabel, daß ich nicht mal sicher sein konnte, ob sie kapiert hatten, was ich wollte. Sie vollführten jede Menge Hand-, Armund Fingerbewegungen, mir gegenüber als auch untereinander, doch ich konnte nicht unterscheiden, ob sie damit die Namen der gezeigten Dinge meinten oder ob es Symbole für die Verben waren, die ich ausführte. Möglich, daß mir die subtileren Bewegungen und Ausdrucksweisen entgingen, aber ich konnte kein Schema entdecken, das genügend oft wiederholt wurde, damit ich es mir hätte me rken können. Das war die frustrierendste Erfahrung, die ich seit — na, seit einigen Stunden gemacht hatte.

Als Bert schließlich wieder aufkreuzte und sah, was da vor sich ging, bekam er wieder einen Beinahe-Lachanfall.

„Das habe ich auch versucht“, schrieb er mir,

„damals, als ich hier herkam. Ich galt immer als sprachbegabt, aber hiermit bin ich nicht vorangekommen. Man schafft es nur, wenn man als kleines Kind anfängt, glaube ich.“

„Du mußt es aber doch ein wenig erlernt haben.“

„Ja, an die fünfzig Grundsymbole — schätzungsweise.“

„Du hast mit den Leuten hier gesprochen. Ich hatte den Eindruck, du gabst ihnen Anweisungen.“

„Ja, allerdings reichlich oberflächlich. Meine paar Dutzend Geste n beinhalten die gebräuchlichsten Verben, aber auch die beherrsche ich nicht besonders gut. Drei Viertel der Leute verstehen mich

überhaupt nicht — dieses Mädchen gehört noch zu den besten. Und verstehen kann ich sie nur, wenn sie ihre Gesten ganz langsam machen."

„Wie kommt es dann, um alles in der Welt, daß du ihnen Anweisungen geben kannst? Und wie stimmt das mit deiner Behauptung überein, hier könne niemand einem anderen etwas befehlen?"

„Da habe ich mich wohl falsch ausgedrückt. Die Regierung hier ist nicht sehr autoritär, doch werden die Anweisungen des Rates meist befolgt, wenigstens in Angelegenheiten, die auch nur im entferntesten mit der physikalischen Erhaltung der Anlage zu tun haben."

„Und dieser Rat hat dich mit Autorität ausgestattet? Warum das? Heißt das, daß Marie mit ihrer Annahme recht hat, du hättest der Behörde und der Menschheit den Rücken gekehrt und wärest für immer zu diesen Verschwendern übergelaufen?"

„Nur eine Frage auf einmal", kritzelte er hastig.

„Der Rat hat mich eigentlich nicht mit besonderer Autorität ausgestattet. Meine Vorschläge mache ich als Mitglied."

Ich nahm die Tafel, löschte das Geschriebene, wobei ich ihn nicht aus den Augen ließ. Schließlich schrieb ich: „Bitte noch einmal. Ich muß mich verlesen haben."

Er grinste und wiederholte den Satz. Meine Miene mußte ihn wohl ernüchtert haben. Er schrieb weiter.

„Ich werde hier nicht" — dick unterstrichen — „für immer bleiben, egal, was Marie glaubt und ungeachtet dessen, was ich dir früher sagte. Es tut mir leid, daß ich dich anlügen mußte. Ich bin hier, um eine Aufgabe zu erfüllen. Was nachher kommt, weiß ich nicht. Wie du weißt, bist du in derselben Lage." In diesem Punkt konnte ich ihm nicht recht geben. „Ich gehöre dem Rat aufgrund meiner Sprachbegabung und meines allgeme inen Hintergrunds an." Ich war so sehr damit beschäftigt, daraus einen Sinn zu filtern, daß mir beinahe der nächste Satz entging. Ich mußte Bert aufhalten, als er das Geschriebene löschen und weiterschreiben wollte. „Ich habe meine Meinung geändert und werde dich weiter in die Einzelheiten dieser Anlage einweihen. Du darfst dir alles ansehen und kannst sodann selbst entscheiden, wie und ob du dein Wissen anwenden willst, wenn du Marie zu einer Entscheidung überredest. Ich habe natürlich meine Meinung darüber, wie es angewandt werden sollte, aber du hast das Recht auf eigene Meinung. Komm jetzt. Ich möchte, daß du den Ingenieur kennen lernst, der hier die Entwicklung überwacht.

Er schwamm davon, und ich ihm hinterher, die anderen im Schlepptau. Ich hatte kein Verlangen zu sprechen, auch wenn es möglich gewesen wäre. Ich versuchte noch immer dahinterzukommen, wie ein Mensch der den hiesigen Wortschatz beherrschte wie ein

leicht zurückgebliebener Zweijähriger, sich eine Position aufgrund seiner sprachlichen Fähigkeiten ergattert haben konnte.

Zweifellos ist dem geneigten Leser die Sache bereits klar, da ich alles klar und deutlich zu berichten trachtete, aber für mich war es einfach zuviel. Ich war hinter den Tatsachen so weit zurückgeblieben, daß mir jemand eine n enormen Schrecken einjagen konnte, den der aufmerksame Leser vielleicht schon längst erwartet hat. Wir schwammen in eine Art Büro am anderen Ende des Steuerzentrums, und da sah ich vor einem Mikrofilmprojektor schwimmend, taub seiner Umgebung gegenüber, meinen guten Freund Joey Elfven.“

XVII

Dieser Anblick bewirkte in mir eine Veränderung.

Bert war seit Jahren mein Freund. Ich hatte ihm vertraut. Zugegeben, Marie hatte ihm nicht über den Weg getraut und hatte versucht, mich auf ihre Seite zu bringen, doch ich hatte geglaubt, sie wäre eine Schwarzseherin.

Vor wenigen Minuten hatte es mich wie ein Schlag getroffen, als Bert seine Unaufrichtigkeit eingestanden hatte, und doch hatte ich mir seine Ausflüchte angehört. Ich wäre sogar bereit gewesen anzunehmen, ich hätte ihn beim ersten Mal einfach mißverstanden.

Doch ebenso hatte er mir mitgeteilt — es mir in einfachen Worten unmißverständlich aufgeschrieben —, daß er nicht wüßte, wo Joey sich aufhielte, und daß Joey seines Wissens niemals hier heruntergekommen wäre.

Bert Whelstrahl hatte klar und unbestreitbar das Blaue vom Himmel gelogen. Er hatte gewußt, daß Joey hier unten war. Er hatte es gewußt und ebenso gewußt, was er machte. Warum aber hatte er mir und auch Marie diese Lüge aufgetischt? Und warum präsentierte er mir nun unverblümt den Beweis dafür, daß er ein gemeiner Lügner war? Und hatte Marie sich ihre Meinung gebildet, weil sie einen Beweis gesehen hatte, der mir entgangen war?

Eines jedenfalls war mir klar. Was immer Bert nun als Erklärung anführen würde, mußte durch gewichtige Beweiskraft gestützt sein, bevor ich es ihm glauben konnte. Dasselbe galt für alles, was er von nun an äußerte.

Diese Überlegungen wurden dadurch unterbrochen, daß Joey sich von dem Projektor umdrehte und mich bemerkte. Seine Miene bewies deutlich, daß Bert ihm von mir ebenfalls nichts erzählt hatte.

Er kam zu mir herüber, schüttelte mir kräftig die Hand und schien so wie ich frustriert von der Unmöglichkeit einer Verständigung. Er blickte sich suchend um, vermutlich nach dem Schreibzeug, aber Bert war schon eifrig mit dem Griffel am Werk. Er hielt das Geschriebene so, daß wir beide es lesen konnten.

„Joey, wir wissen, daß du für die nächsten paar Stunden versorgt bist, aber es ist dir sicher recht, wenn ich dir einen Assistenten zuteile, sobald der seine erste Aufgabe erledigt hat?“ Ich wußte es zu schätzen, daß er taktvollerweise meinen Namen wegließ und war schon eher geneigt, mir seine Ausreden anzuhören, wenn sie kämen. Joeys flüchtigem Lächeln merkte ich an, daß auch er es zu schätzen wußte. In den wenigen Wochen, die er weg war, hatte er meine chronische Verlegenheit nicht vergessen, die meine Eltern mir und meinem Selbstbewußtsein durch die vielen Spitznamen eingebrockt

hatten, die mir an Stelle meines eigentlichen Namens angehängt wurden.

„Hocherfreut“, schrieb er. „Überlaß ihn mir mö glichst rasch, Bert. Wir brauchen ihn dringend.“ Fast hätte er mir auf die Schulter geklopft — wenn es die flüssige Umgebung zugelassen hätte. Dann wandte er sich wieder seinem Projektor zu.

Ich hätte gern ein ausführlicheres Gespräch geführt, merkte jedoch deutlich, daß jeder, der hier schon länger lebte, kein Verlangen nach müßigem Geplauder verspürte. Ich konnte mir denken, daß manchen Menschen ein solcher Tapetenwechsel sehr gut bekommen wäre.

Ich winkte Joey zum Abschied zu, was dieser übersah und folgte Bert hinaus in den Kontrollraum.

Ich wollte ihm ein paar unbequeme Fragen stellen, doch er hatte bereits das Schreibzeug zur Hand, und die Umstände waren nicht so, daß ich jema ndem ins Wort hätte fallen können. Als ich durch die Tür kam, schrieb er bereits.

„Ich wollte nicht, daß du von Joey etwas erfährst, ehe du nicht mit Marie gesprochen hast“, lautete seine Mitteilung. „Tatsächlich entschied ich mich eben vorhin, dich einzuweihen. Ich glaube nicht, daß sie von seinem Hiersein wissen sollte, und bin ganz sicher, daß er nicht erfahren sollte, daß sie hier ist.“

Ich faßte nach dem Täfelchen.

„Warum nicht? Mir sieht das alles ganz nach einem dreckigen Streich aus, der beiden gespielt werden soll.“

„Wenn sie erfährt, daß er hier ist, wird sie bleiben wollen.“

„Und was wäre daran so schlimm? Du wolltest, daß ich bleibe, und ich habe nie geleugnet, daß sie viel dekorativer ist als ich.“

„Sie soll nicht bleiben, weil der einzige Grund dafür Joey wäre. Du weißt so gut wie ich, daß ihr das nicht bekommt. Du weißt ja, daß er sich aus Marie nichts macht. Er hat sich nämlich entschieden, hier zu bleiben. Wenn sie erfährt, daß er da ist, und wenn sie sich zum Bleiben entschließt, steht ihm eine schwere Zeit bevor, und das können wir uns nicht leisten. Seine Aufgabe ist zu wichtig. Wenn er abgelenkt wird oder seine Absicht ändert, dann gibt es Schwierigkeiten.“

„Und warum darf er von ihr nichts erfahren?“

„Aus denselben Gründen. Er würde wissen, warum sie hier ist, und das wäre ebenso schlimm, als hinge sie sich ihm an den Hals. Er hat es selbst nie zugegeben, aber ich glaube, Marie war einer der Gründe, weswegen er sich zum Hier bleiben entschloß.“

„Er soll absichtlich verschwunden sein? Er soll von dieser Anlage

schon vorher gewußt haben?“

„Aber nein. Er geriet hierher wie ich und wie Marie. Als er ein Arbeitsboot sichtete, das nicht der Behörde gehörte, nahm er die Verfolgung auf.“

Ich überlegte. Die Geschichte hatte ein paar überzeugende Aspekte. Joeys Haltung Marie gegenüber war fast ebenso allgemein bekannt wie meine, obwohl kein Mensch Marie davon hätte überzeugen können. Es hatten auch nur wenige versucht. Joey selbst gehörte nicht zu den Typen, die einem Mädchen unverblümt sagen, es solle sich zum Teufel scheren, auch wenn es ganz klar war, daß es für ihn und sie das Beste war. Er hatte irgendwie das Gefühl, es sei sein Fehler, daß er nicht auf sie flog.

„Aber warum hast du mir gegenüber lügen müssen?“ fragte ich schließlich.

„Weil du zu Marie wolltest und ich einige Hoffnungen hatte, du würdest sie zur Umkehr bewegen.

Wenn du von Joeys Anwesenheit hier gewußt hättest, so wärest du wohl nicht imstande gewesen, sie vom Gegenteil zu überzeugen. Ich möchte deine Schauspielkünste nicht herabsetzen, aber du hättest es in diesem Fall einfach nicht für nötig gehalten.“

„Ich bin gar nicht sicher, ob ich es jetzt für nötig halte. Ich bin noch immer nicht im Bilde über diesen bedeutsamen Job, den Joey zu erledigen hat und bei dem ich ihm helfen soll.“

„Das stimmt leider. Wir werden also darangehen, deine Bildungslücken aufzufüllen. Auf, in die Bibliothek!“

„Werden diese Bewacher, oder was immer das sind, bis zum Schluß dabeisein?“

„Schwer zu sagen. Es sind keine Bewacher, sondern nur interessierte Beobachter. Eigentlich solltest du dich geschmeichelt fühlen.“

„Ach, bin ich auch. Ich war noch nie zuvor eine Berühmtheit.“ Komisch, wie schwierig es ist, Ironie ausschließlich mit Hilfe des geschriebenen Wortes zu vermitteln. An Bert ging meine Anzüglichkeit vorüber, soweit ich es beurteilen konnte. Er schwamm in die Richtung des Tunnels, den wir entlanggekommen waren, zurück und wir anderen folgten ihm.

Wie ich vermutet hatte, führte der Rückweg über eine andere Route — besser gesagt eine andere Röhre —, wobei, wie ich ebenfalls erwartet hatte, uns die Strömung unterstützte.

Wie üblich wurde die Strecke nicht durch muntere Gespräche aufgelockert. Trotzdem war es nicht langweilig. Das Mädchen schwamm neben mir, anstatt mit den anderen das Schlußlicht zu bilden.

Wie vorhin, so wußte ich auch jetzt nicht, wie lange die Tour dauerte.

Ich habe keine Ahnung, wie die Strömung geste uert wurde. Sie hatte uns einen Gang entlanggetragen, sie führte uns in denselben Raum durch einen anderen Gang, aber in dem Raum selbst konnten wir ohne weiteres anhalten. Bert öffnete die große Tür, und wir entledigten uns unserer Coveralls auf der anderen Seite. Dann ging er uns wieder voraus.

Ich war ein wenig erstaunt und noch mehr enttäuscht, als wir an diesem Punkt unsere Begleitung loswurden. Kaum hatten wir die Coveralls abgelegt, zweigten sie in einen anderen Tunnel ab.

Zweifellos mußten auch sie von Zeit zu Zeit Arbeiten verrichten. Ich verdrängte sie mehr oder weniger aus meinem Bewuß tsein und folgte Bert.

Nun folgte einer der Punkte, die man nur schwer in allen Einzelheiten beschreiben kann, ohne La ngeweile zu erzeugen. Eine Bibliothek bleibt eine Bibliothek, auch wenn sie auf dem Kopf steht. Die Bücher waren in Form und Stil ganz gewöhnlich, wenn nicht gar auch dem Inhalt nach. Die Filme und Karten waren in keiner Hinsicht bemerkenswert. Ähnlich schwerelosen menschlichen Körpern verharrten die meisten im Schwebezustand. Stühle, Tische und Lesenischen befanden sich an der De kke, und die Ständer zum Ablegen der Ballastgürtel waren unter — nein, ich meine oberhalb — der Stühle. Aber nicht jeder legte sie ab. Viele Leser hatten ihre Gürtel umgeschnallt, während sie vor dem Lese-Bildschirm trieben oder mit einem Buch in der Hand im Wasser schwebten.

Die Bilder auf den Schirmen gehörten zu dem allgemeinen Typ, den mir das Mädchen aufgezeichnet hatte. Es waren Vettern zweiten Grades der elektrischen Diagramme oder topologischer Übungen an höheren Schulen. Ich beobachtete die Leser eingehend und gelangte zu der Oberzeugung, daß sie zwar lasen, daß aber dieses Lesen eine andere Art der Lesetechnik erforderte. Sie lasen Seite für Seite oder Bild für Bild, und brauchten dafür etwa eine halbe oder ganze Minute je nachdem, ehe sie zur nächsten Seite übergingen. Doch die Augen führten nicht die übliche linksrechts Bewegung des Buc hlesers aus. Die Blicke wanderten bar jeglicher Regelmäßigkeit über die Seite wie der Blick eines Menschen, der ein Bild betrachtet.

Das war allerdings nicht allzu sehr erstaunlich, überlegte ich. Das würde mir auch so gehen, wenn ich ein Netz-Diagramm ansehen müßte. Langsam fing ich an, die ganze Situation zu begreifen, langsam, aber sicher. Ich hatte mir bis jetzt nicht vorstellen können, daß technische Zeichnungen als eine Art Sprache dienen konnten.

Bert schwamm unauffällig eine Weile umher, und ließ mir Zeit, den Raum eingehend zu betrachten.

Schließlich winkte er mich an einen unbesetzten Filmbetrachter heran. Daneben stand ein großer Behälter mit Büchern. Ich brauchte etwa zwei Sekunden, um zu entdecken, daß diese Bücher in ganz gewöhnlichen Sprachen verfaßt waren. Chinesisch… Urdu… Latein… Englisch… Russisch…

ich erkannte sie alle, wenn ich sie auch nicht alle lesen konnte.

Bert fing wieder zu schreiben an.

„Diese Unterlagen werden dir die ganze Geschichte viel schneller vermitteln, als ich es könnte.

Inzwischen ist es ja für dich kein Schock mehr, daß viele Menschen, und zwar nicht nur Behördenangestellte, in der Vergangenheit auf diese Anlage gestoßen sind. Sie besteht schon länger, als es überhaupt die Behörde gibt. Viele dieser Menschen sind hier geblieben. Sie haben diese Bücher zum Teil mitgebracht, zum Teil hier selbst geschrieben. Die aus diesen Büchern gewonnene Information hat mich schließlich überzeugt von den Dingen, von denen ich dir gegenüber sprach — über die Versuche einer Verbindung mit der Behörde und so weiter.

Du kannst hier beliebig lange bleiben. Du mußt hier alles gründlich durchlesen. Es ist sehr wichtig, daß du die Sache in ihrer Gesamtheit verstehst. Ich werde dann kommen und dich zum Essen abholen.“

Er legte die Tafel unter einen Stuhl — eigentlich ist das falsch, die Tafel war nämlich dichter als die Flüssigkeit, also kann man sich vorstellen, was damit geschah — und er schwamm davon. Mir blieb also nichts übrig, als mi t der Lektüre zu beginnen.

Nein, Kopien oder Tonbänder dieser Bücher besitze ich nicht. Und ich weiß, daß Bert ein Lüge nbold war. Aber mein Wort darauf, diese vielen Bücher hätte er unmöglich in der Zeit, die er hier unten verbracht hatte, selbst fabrizieren können. Die meisten waren handgeschrieben, manche getippt.

Ich verbrachte an die achtzehn Stunden damit, jene Bücher zu überfliegen, die in den mir bekannten Sprachen abgefaßt waren. Diese achtzehn Stunden wurden natürlich von Mahlzeiten und Schlafpausen unterbrochen, aber die Beschreibung dieser Tatsachen des Lebens würde zu weit führen, obgleich diese Verrichtungen in me iner jetzigen Umgebung ziemlich ungewöhnlich ausfielen. Ich werde nun versuchen in möglichst knapper Form ein Bild der Situation zu entwerfen.

XVIII

Die Anlage hatte tatsächlich schon vor der Schaffung, der Aufsichtsbehörde existiert. Während der letzten Jahrzehnte vor der Rationierung war den verschiedenen, damals existierenden politischen Institutionen langsam klargeworden, daß die Energiereserven der Menschheit im Schwinden begriffen waren. Nun wurden verzweifelte Versuche unternommen, um den Folgen auszuweichen oder sie zumindest hinauszuschieben, ohne der öffentlichen Meinung weh zu tun — oder vielmehr, ohne die Selbstzufriedenheit der Öffentlichkeit zu stören.

Meine historischen Kenntnisse stehen auf wackeligen Beinen, aber ich glaube mich zu erinnern, daß es die Periode des „Blitzprogramms“ war, eines Programms, das damalige Techniker zynisch als einen administrativen Versuch bezeichneten, ein Baby innerhalb eines Monats in die Welt zu setzen, indem man neun Frauen schwängerte. Einige Ergebnisse dieses Programms sind bekannt, beispielsweise der hydroelektrische Tunnel Mittelmeer-Totes Meer, die Dämme von Messina, Key, Ore und Arafura, das thermische Kraftwerk von Valparaiso, die vulkanischen Zapfstellen von Bandung und Akureyr. Manche Anlagen erwiesen sich als lohnend, ja sogar als gewinnbringend, andere blieben Denkmäler unfähiger Politik.

Die weiteren Konsequenzen sind bekannt — Diskussionen um Energienutzung, die zu einem Dutzend kleinerer Kriege führten, die wiederum in einem einzigen Jahr mehr Energie verbrauchten, als alle Blitzprogramm-Einheiten in einem Mensche nleben zusammen erzeugen konnten. Ebenso bekannt ist, daß als Folge davon die Aufsichtsbehörde gebildet und die allgemeine Energiebewirtschaftung eingeführt wurde.

Während der Periode der Reibereien unternahmen einige Nationen den Versuch, geheime Kraftwerke anzulegen in der Hoffnung, entweder der Habgier ihrer Nachbarn zu entgehen oder sich im Falle einer gewaltsamen Auseinandersetzung selbst mit Energie versorgen zu können. Meist waren diese „Geheima nlagen“ für die allgemeine Öffentlichkeit der betreffenden Nation nur vor der Inbetriebnahme geheim — wenn es überhaupt so weit kam. Einige bestanden auch noch mehrere Jahre nach Einfü hrung der Rationierung. Allgemein herrschte hernach die Annahme vor, die letzten dieser geheimen Anlagen wären aufgespürt und schon vor Jahrzehnten dem allgemeinen Energienetz eingegliedert worden.

Hier aber stand eine dieser Anlagen!

So einfach war das — beinahe.

Ich konnte den Unterlagen nicht entnehmen, welches Land dafür

verantwortlich zeichnete. Ich versuchte es gar nicht erst festzustellen. Der Name des Landes wäre für mich, der ich ein halbes Jahrhundert nach der Abschaffung der Ländernamen geboren worden war, ohnehin bedeutungslos gewesen.

Es hatte sich höchstwahrscheinlich um ein kleineres Land gehandelt, das Befürchtungen gegen seine Nachbarländer hegte, aber immerhin groß genug, um hochindustrialisiert zu sein. Die Technik des Lebens in der Tiefsee, wie sie mir im Augenblick so wirkungsvoll und drastisch vor Augen geführt wurde, war nicht das Produkt halbherziger oder gar „Blitz-Programm"-Forschung. Dazu hatte es einer sehr langen Entwicklungszeit bedurft. Da mir die Gepflogenheiten der damaligen Zeit nicht unbekannt waren, konnte ich mich nicht genug darüber wundern, daß dieses Geheimnis bewahrt worden war — obgleich ich mir die Schritte vorstellen kann, die damals zur Erreichung dieses Ziels normal und angemessen schienen.

Wie dem auch sei, die Anlage wurde errichtet, und sie ging in Betrieb, ehe die Behörde und damit die Rationierung Wirklichkeit wurden.

Wie gesagt, es blieb ein Geheimnis. Es mußte geheim bleiben. Nur eine Handvoll Menschen durfte davon wissen — abgesehen von den Tausenden ständiger Bewohner. Diese Handvoll zog sich ganz einfach klammheimlich von der Erde zurück und brach alle Verbindungen hinter sich ab, als die Rationierung begann und die Energiequellen zum allgemeinen Eigentum erklärt wurden. Ein wenig Skrupellosigkeit mag dazu ja nötig gewesen sein, aber ich glaube lieber, daß das Schlimmste daran die ein wenig unter Zwang vorgenommene Adressenänderung darstellte.

Jedenfalls gab es plötzlich eine neue Nation mit einer Bevölkerung von fünfzehntausend Menschen am Grunde des Pazifiks. Diese Nation verfügte über Fabriken und chemische Anlagen und hatte Energie in Hülle und Fülle. Fünfzehntausend Me nschen. Wie Marie es später auszudrücken beliebte, fünfzehntausend Aristokraten — und über fünfzehn Milliarden Jakobiner.

Realistischer gesehen waren es fünfzehntausend Schnittblumen.

Die meisten Berichte die ich las, brachten zum Ausdruck oder deuteten zumindest an, daß die Unterbrechung der Beziehungen mit der Oberfläche nicht als endgültig angesehen wurde. Für alle Beteiligten muß es nämlich klar gewesen sein, daß eine Bevölkerung dieser Größe viel zu klein war, um eine hochtechnisierte Kultur am Leben zu erhalten und ebenso klar, daß nur eine hochtechnisierte Kultur unter diesen Umständen überleben konnte. Wahrscheinlich hatte man die Absicht, intellektuelle Kontakte mit der übrigen Menschheit zu pflegen — vielleicht sogar physische Kontakte, da es

kaum glaublich ist, daß man glaubte, jedes einzelne Stückchen Ausrüstung, das für den Betrieb der Anlage nötig war, selbst zu fertigen.

Aber diese Kontakte wurden nicht aufrechterhalten. Sie konnten nicht aufrechterhalten werden.

Man hätte es vielleicht trotz aller möglichen auftauchenden Schwierigkeiten geschafft, wenn nicht ein jeder dieser Kontakte notwendigerweise ein Betrug sein mußte. Und diese Faktoren zusamme ngenommen ließen die Verbindung nicht wieder aufleben.

Die unerwartet auftretende Schwierigkeit hätte man voraussehen können, wenn die Anlage länger als nur ein paar Jahre vor dem Bruch in Betrieb gewesen wäre. Man hätte Erfahrungen sammeln können, die manchem die Augen geöffnet hätten.

Wie die Dinge nun lagen, sollten die Erfahrungen eben später kommen.

Eine technisch orientierte Kultur ist notwendigerweise eine auf Büchern beruhende Kultur, solange wenigstens, bis man einen Ersatz für die Nachschlagewerke gefunden hat.

Ob sich wohl jemals jemand das Problem vor Augen geführt hat, eine phonetische Sprache wie Russisch oder Englisch jemandem beizubringen, der nie ein gesprochenes Wort gehört hat und selbst keinen Laut hervorbringen kann?

Schön und gut, ich weiß, daß ein besonders ausgebildeter Spezialist es fertig bringen kann. Was aber, wenn unter der gesamten Bevölkerung niemand ein einziges Wort hervorbringt und wenn man unter diesen Umständen der jungen Generation die Lektüre von Farrington Daniels „Mathematische Vorübungen für die physikalische Chemie“

oder irgendein anderes grundlegendes Werk empfehlen möchte? Nun sitzen aber alle in ein und demselben Boot. Die Kinder verständigen sich beim Spielen mittels selbsterfundener Zeichen, aber können diese, für das Spiel erfundenen Zeichen auch zur Erklärung der Vektoren-Analyse angewandt werden? Auch die elementarsten Fragen der Disziplin sind so nicht zu lösen. In diesem Medium heißt es ohne Prügelstrafe auskommen.

Und dennoch — jede Generation muß unbedingt eine gewisse Anzahl fähiger Techniker hervorbringen, wenn nicht die gesamte Bevölkerung in der eisigen Finsternis des Ozeans zugrunde gehen soll.

Es mögen sich nun verschiedene Möglichkeiten anbieten. Hier jedenfalls nahm man seine Zuflucht zu Bildern. Die Einzelheiten sind mir nicht bekannt, und in den Büchern stieß ich auf verschiedene Versionen, von denen ich einige als bloße Mutmaßungen ihrer

Autoren einstufe. Hier müssen mehrere Komponenten zusammengewirkt haben: feste Entschlossenheit, tiefe Verzweiflung, ein hoher Intelligenzgrad und dazu eine Portion Glück.

Die Folge davon war, daß die Enkel der Gründer eine äußerst brauchbare geschriebene Sprache entwickelten, die, wie ich gleich auf den ersten Blick richtig vermutete, aus elektrischen und technischen Diagrammen abgeleitet wurde. Die Schrift war eine Kombination aus Symbol und tatsächlicher Erfahrung und ließ sich den Kindern mü helos beibringen. Die Zeichensprache wiederum war ein Derivat der geschriebenen Sprache. Bewegungsfolgen stehen für gezeichnete Symbole, ähnlich unseren phonetischen geschriebenen Sprachen, die Derivate ihrer gesprochenen Äquivalente sind. Die Einzelheiten möge sich jeder beliebig ausmalen. Ich halte mich diesbezüglich noch immer für inkompetent.

Mir war nun folgendes klar: Kinder, die niemals ein gesprochenes Wort gehört hatten und mit einer auf Bildgrundlage entwickelten Sprache aufgewachsen waren, dazu mit einem Code von Handbewegungen als Ergänzung, brauchen eine gewisse Zeit, bis sie eine gesprochene Sprache erlernen, die als Ergänzung einen Code geschriebener phonetischer Symbole hat.

Daß es unmöglich ist, möchte ich nicht behaupten. Eine intelligente und mit viel Entschlußkraft gesegnete Person kann erstaunliche Dinge erreichen. Ich wage aber zu behaupten, daß nur ganz wenige den ganzen Energieaufwand für lohnend halten werden. Die Mehrheit, mag sie auch noch so intelligent sein, wird sich dazu nicht durchringen.

Und von den wenigen, welche die Mühe des Lernens auf sich nehmen, wird keiner den eigenen Fortschritten über den Weg trauen, da er ja keine Möglichkeit der Überprüfung seiner Kenntnisse hat, ähnlich einer Studentengruppe, die sich das Erlernen von Sanskrit zum Ziel setzt und die Sprache aus Büchern lernt. Diese Unsicherheit wirkt sich natürlich auch beim Vergleich eines technischen Textes mit der darin beschriebenen Maschine aus. Wenn man nun die Wahl hat zwischen den originalen Betriebsanleitungen, in Hieroglyphen gedruckt, die nie gehörte Laute wiedergeben, und den Aufzeichnungen der mit den Maschinen vertrauten Techniker — was werden sich die Schüler wohl als Hausaufgabe aussuchen?

Natürlich sind die Originale erhalten und stehen noch zur Verfügung. Sie sind auch nicht sonderlich zerlesen und abgegriffen. Leider verlieren sie aber mit der Zeit an Wert, weil man moderne, neue Texte braucht. Doch gegen den modernen Text sprechen zwei Gründe.

Erstens kann kein Mensch ihn lesen. Zweitens sind sie für Betrieb

und Instandhaltung von Maschinen, die vor einem Jahrhundert konstruiert wurden, etwa so sinnvoll wie die Betriebsanleitung einer Hochleistungsdrehbank für einen Feuersteinaxthersteller aus dem Jahre 3000 vor der Zeitwende.

Die vor so langer Zeit erzeugten Maschinen haben sich gut gehalten, zeigen aber schon Abnützungserscheinungen. Die bloße routinemäßige Wartung muß immer häufiger einer größeren Reparatur, ja sogar dem Einbau von Ersatzteilen Platz machen.

In den ursprünglichen Büchern werden diese Probleme nicht behandelt, außerdem kann man diese Bücher ohnehin nicht lesen. Und die Aufzeichnungen der Bedienungsmannschaft behandeln diese Probleme schon gar nicht.

Man benötigt daher Leute von oben, Ingenieure, welche die nötigen Arbeiten ohne Anleitung schaffen, Fachleute, die den Inhalt neuer Bücher den hier Ansässigen verdeutlichen. Vielleicht wäre Lehrer der geeignetste Ausdruck dafür.

Mit anderen Worten, man brauchte hier Joey, Bert, Marie und mich. Man braucht hier praktisch jeden, den man von der Oberfläche rekrutieren kann. Man braucht uns dringend. Maries Hypothese erwies sich als völlig zutreffend. Man hat Me nschen wie uns schon jahrzehntelang geholt — jene Menschen, deren Aufzeichnungen mir alle diese Deutungen ermöglichten — und das Überleben hier hängt davon ab, daß man diese Praktik beibehält.

Damit aber wurde eine andere Überlegung gespeist.

Ich wollte gern glauben, daß sich ein gewisser Prozentsatz derjenigen, die hier hergekommen waren, sei es durch Zufall oder als Ergebnis betrügerischer Anwerbung, hatte überreden lassen, freiwillig zu bleiben. Aber mir erschien es unwahrscheinlich, daß dies bei allen der Fall war. Was war mit denen geschehen, die nicht eingewilligt hatten?

Ich sah zwei Möglichkeiten. Die eine war das Schicksal, das Marie erwartete, falls sie versuchte zurückzugehen. Die andere war die von Bert gebotene Erklärung, nämlich, daß man ihnen gestattet hätte, unversehrt zur Oberfläche zurückzukehren, daß aber die Behörde ihre Enthüllungen oder Berichte vertuscht hatte.

Aber Bert war erwiesenermaßen ein Lügner. Außerdem konnte er sich irren.

Ich fand Hinweise auf Besucher, die gekommen waren, von denen dann in weitere Folge aber nicht mehr die Rede war. Wenn sie nur vorübergehend blieben — klar, daß man sie nicht mehr erwähnte —, so oder so. Ich wollte nicht annehmen, daß man Gewalt angewandt hatte — ich glaubte lieber, daß Bert recht hatte. Aber Marie war schließlich auch nicht dumm, und die moralischen Grundsätze dieser

isolierten Kultur ähnelten womöglich denen des vergangenen Jahrhunderts. Ja, in gewisser Weise stimmten sie mit ihnen haarscharf überein.

Mir reichte es, daß auch nur die Möglichkeit einer Gefahr für Marie bestand.

Diesmal war ich ausnahmsweise mit Bert ganz einer Meinung. Man mußte sie sofort zur Rückkehr bewegen. Zusätzlich mußte sie gut bewacht werden, bis sie außer Reichweite war. Von mir bewacht. Das waren zwei Aufgaben für mich, von denen die erste sich wahrscheinlich schwieriger gestalten würde. Marie hatte sich Berts Argumente für ihre Rückkehr mehrere Wochen lang angehört.

Die Folge davon war, daß ihr Vertrauen in Bert völlig untergraben war. Wie konnte ich es besser machen?

Ich behaupte von mir, daß ich ein annehmbarer Ingenieur bin. Ich kann außerdem eine Untersuchung fachmännisch leiten, wenn es sich um ein technisches Problem handelt, wie zum Beispiel das Aufspüren von Energie-Lecks. Aber ich bin nun einmal kein Ränkeschmied im richtigen altmodischen Sinn des Wortes, und dieses Problem machte mir eine ganze Weile schwer zu schaffen. Was mich so lange hemmte, war vermutlich mein natürliches Widerstreben, Marie etwas anderes als die reine Wahrheit zu erzählen, dazu kam das noch größere Widerstreben, ihr Kummer bereiten zu müssen.

Ich weiß nicht, was schließlich diese Blockade aufhob. Plötzlich erschien mir eines sonnenklar: Wenn Marie entschlossen war, hier unten zu bleiben, solange sie glaubte, Joey könnte am Leben und hier unten sein, würde sie vermutlich zurückkehren, wenn man sie überzeugen konnte, daß er hier unten sein Leben gelassen hatte.

Die Idee gefiel mir eigentlich gar nicht. Ich mag Lügen nicht, schon gar nicht Lügen gegenüber Menschen, die mir vertrauen, im besonderen gegenüber Marie. In meiner Kindheit durchlief ich die übliche Phase in der einem eine Lüge als der einfachste Weg aus allen Schwierigkeiten erscheint.

Ein paar ausgezeichnete Lehrer und verständnisvolle Eltern im Verein mit einem guten Freund mit einer schlagkräftigen Rechten, der fünfzehn Pfund mehr wog als ich, halfen mir, dieses Stadium zu überwinden. Im vorliegenden Falle muß te ich mir ständig vorsagen, daß es um Maries Sicherheit ging, ehe ich mich zu der Ansicht durchgekämpft hatte, daß es anständig wäre.

Ob es den Kummer wert war, den ich ihr mit Sicherheit damit bereiten mußte, darüber zerbrach ich mir lieber nicht den Kopf. Kaum hatte ich mich nämlich endgültig zu meinem Entschluß durchgerungen, als mir der ganze Plan auch schon so einfach erschien, daß ich mich fragte, warum Bert eigentlich nicht selbst darauf verfallen war.

Schließlich schien er meine Vorurteile gegen Falschheit und Lügen nicht zu teilen.

XIX

Bei der erstbesten Gelegenheit unterbreitete ich Bert den Vorschlag, und auch er konnte nicht verstehen, wieso ihm dieser Plan nicht schon längst eingefallen war. Er lobte mich so wortreich, daß mir bei wortgetreuer schriftlicher Wiedergabe seiner Hymnen ein Schreibkrampf sicher wäre. Dann machte er sich unverzüglich an die Ausarbeitung der Einzelheiten.

Der Plan war ureinfach. Joeys U-Boot war noch vorhanden. Wir wollten es zerstören und sodann Marie sagen, wir hätten die Überreste gefunden.

Nötigenfalls würden wir ihr das Wrack zeigen. Die Registrier-Nummer und andere zur Identifizierung nötige Einzelheiten wollten wir sorgsam erhalten.

Gesagt, getan. Wir machten uns auf den Weg zu dem Dock, an dem das Boot lag. De n sofortigen Arbeitsbeginn hinderte allein die Tatsache, daß sich während des halbstü ndigen Schwimmweges ein jeder über die Einzelheiten Gedanken gemacht hatte, und das ohne Verständigungsmöglichkeit mit dem Partner. Als wir nun unsere Verständigung wieder aufnehmen konnten, tauchten Unstimmi gkeiten auf, die erst nach einer halben Stunde ausgebügelt waren. Damit, mit der Arbeit und mit Berts Suche nach Leuten, die uns beim Transport helfen würden, vergingen mehr als sechs Stunden, ehe wir das Boot in Bewegung setzen konnten.

Wir wollten erst gar nicht versuchen, es mit Eigenenergie zu bewegen, obgleich es möglich gewesen wäre. Nach Joeys Umwandlung hatte man es mit der Lebens-Flüssigkeit gefüllt. Wir konnten also mühelos an den inneren Instr umenten herumhantieren. Es tauchte sogar der Plan auf, es in den „Umwandlungsraum“ zu schaffen und mit der Schleuse zu verbinden, damit wir Raum und Boot auf Oberflächendruck pumpen könnten, aber dann fiel mir etwas Einfacheres ein.

Wie alle Tiefsee-Arbeits-Boote hatte auch Joeys Schiff große Auftriebs— und Ballast-Tanks. Erstere funktionierten noch, nach dem gegenwärtigen Auftrieb zu schließen. Die Ballast-Tanks waren jetzt natürlich mit jener Flüssigkeit gefüllt, die unsere Umgebung bildete. Die Tanks bildeten zwei Einheiten, welche die volle Länge des Schiffsrumpfes parallel zum Kiel fast völlig einnahmen. Jede Einheit war durch Schotten in vier Zellen unterteilt.

Diese Schotten waren mit Ventilen und Pumpen versehen.

Wir öffneten nun sämtliche Ventile. Dann brachen wir die Wartungsöffnungen auf, ohne sie gänzlich zu öffnen, so daß die Flüssigkeit zwischen Rumpf-Inneres und Ballast-Tanks eindringen

konnte. Die Ballast-Spülpumpen würden nun mit der Zeit sowohl Rumpf als auch Tanks leerpumpen.

Schließlich arrangierten wir den Zusammenbruch des Rumpfes. Ich hatte dabei an gewöhnliche Sprengkörper gedacht und dabei völlig vergessen, wie das Explosionsgeräusch auf einen in einer Flüssigkeit lebenden Menschen wirkt. Sprengkörper waren hier gar nicht vorrätig. Sie wurden ohnehin niemals gebraucht.

Schließlich glaubten wir das Problem zu lösen, indem wir die im Rumpf angebrachten Sicherheitsplatten öffneten und möglichst viele Verschlußklammern entfernten. Ein Leerpumpen des Rumpfes würde mit ziemlicher Sicherheit zu einem Zusammenbruch führen.

Wir vergeudeten viel Zeit damit, etwas zu improvisieren, das die Ballastpumpen entweder von selbst oder von außen in Betrieb setzen würde.

Schließlich fiel jemandem — nicht mir — ein, daß wir sie eigentlich von innen in Betrieb setzen und dann nach Verriegeln der Schleuse das Boot rasch verlassen sollten. Der Druck würde zu fallen beginnen, wenn der Rumpf wieder dicht verschlossen wäre.

Damit schien die Sache geregelt. Das Boot befand sich im Beinahe-Gleichgewicht. Wir schwammen auf den nächsten Einstieg zu. Insgesamt waren wir zehn und die Last für uns nicht allzu schwer. Unter der Dachöffnung hielten wir an und schoben das Boot hoch, bis es an die Zwischenschicht stieß.

Dort ließen wir es, während wir unsere Außen-Coveralls anzogen.

Ich hatte mich an diese noch immer nicht gewöhnt. Auch hatte ich noch nicht Zeit gehabt, mich zu erkundigen, was der kleine Tank auf dem Rükken zu bedeuten hatte — meine erste Theorie hatte sich als falsch erwiesen, wie man sich vielleicht erinnert. Jetzt aber war keine Zeit für Fragen. Bert half mir beim richtigen Anlegen, wobei ich meist gar nicht wußte, wie mir da geschah. Nach wenigen Minuten warfen wir den Außen-Ballast ab, und das Boot drang zum letzten Mal in Wasser ein.

Wir beließen ihm ein wenig negativen Auftrieb.

Einige stützten den Rumpf von unten her, während die übrigen das Boot im Schwimmen vor sich herschoben. Bert und ich hatten noch gar nicht festgelegt, wo wir das Wrack bühnenreif absetzen wollten. Ein Eingang durfte keinesfalls in der Nähe sein, weil man in diesem Fall das Wrack schon viel früher hätte finden müssen. Andererseits war es unmöglich, das Boot über eine größere Strecke zu transportieren. Wir schoben es eine Stunde lang vor uns her und ließen es dann auf den Grund sinken.

Ich für meinen Teil hätte den Weg zurück zum Eingang nur mit sehr viel Glück gefunden. Aber Bert und die anderen wußten genau Bescheid. Entweder kannten sie sich gut aus oder sie verfügten über

ein Navigationssystem, das ich noch nicht durchschaut hatte. Unsere Lampen, deren Schein in der unendlichen Schwärze des Pazifik eine kleine erhellte Kuppel bildete, waren die einzigen Lichtquellen. Wir waren von dem Zelt-Gelände, wie ich insgeheim das Pflanzenanbaugebiet noch immer nannte, weit entfernt. Ich kannte nicht mal die richtige Richtung, und besseres Wissen hätte mir auch nicht genützt, da ich keinen Kompaß hatte.

Bert winkte mich an die Schleuse des Bootes heran. Ich öffnete und trat ein. Angenehm war es mir nicht, aber der Plan erschien mir noch immer famos.

Was drinnen zu erledigen war, ging schnell. Es beschränkte sich auf das Betätigen zweier Schalter.

Ich schloß hinter mir die Schleuse und war wieder bei den anderen draußen.

Wir hatten die Batterien aufgeladen, also gab es kein Energieproblem für die Pumpen. Ich war richtig stolz, als ich daran dachte — die Tanks waren groß, dazu der Schiffsrumpf —, die Pumpen mußten eine gewaltige Zusatzarbeit leisten. Kaum war ich bei den anderen angelangt, fiel mir aber etwas ein, woran weder Bert noch ich gedacht hatten, und was geradezu unentschuldbar war.

Das Leeren der Ballasttanks während die Flotationstanks noch voll waren, verlieh dem Schiff positiven Auftrieb. Klar, daß der Kahn nach oben schoß.

Ein Glück, daß es zunächst nicht so schnell ging.

Ich konnte das Boot noch fassen, die Schleuse unter Druck öffnen — von Hand hätte ich es wegen des schon bestehenden Druckunterschiedes nicht geschafft — und öffnete auch die Auftriebs-Entleerungsventile. Bis ich wieder nach draußen gelangte, befand sich das Schiff schon einige hundert Fuß über dem Boden. Die Schwimmer umschwärmten mich und beleuchteten die Szene mit ihren Lampen. Ich sah nach oben zum Schiffsrumpf, sah ölig die Aufsteige-Flüssigkeit herausfließen. Die Aufstiegsgeschwindigkeit ließ bereits nach, und nach einer oder zwei Minuten war sie gleich Null und verkehrte sich ins Gegenteil. Wir folgten dem Schiff nach unten zu einer Stelle auf dem Meeresboden, nicht weit von jener, die wir ausgewählt hatten.

Und dort warteten Wir. Wir warteten und warteten. Unsere Helfer unterhielten sich eifrig in Fingersprache. Bert und ich konnten uns nicht verständigen, da wir das Schreibtäfelchen beim Eingang zurückgelassen hatten, als wir die Coveralls anzogen. Jeder wußte, was der andere dachte, und als die Zeit verging, und der Schiffsrumpf einfach so dalag, begannen wir fragende Blicke zu wechseln.

Die Pumpen hatten doch ausreichend Zeit gehabt, das Gesamtvolumen zu schaffen. Das Schiffsinnere mußte inzwischen praktisch ein Vakuum sein.

Wir hatten aber den Inhalt der Lufttanks vergessen. Es war womöglich noch soviel drin, daß es bei diesem Druck eine Rolle spielte. Aus den BallastÖffnungen waren keine Bläschen aufgestiegen, doch die aus den Tanks freigewordene Luft hatte sich bei diesem Druck womöglich verflüssigt, ehe sie ausgeschieden wurde.

Das Problem bestand nun nicht darin, ob der Innendruck null oder ein paar Atmosphären betrug.

Es bestand darin, daß wir etwas tun mußten, damit das Schiff endlich zusammenbrach. Der Druck würde noch lange, nachdem den Pumpen der Treibstoff ausging, gering bleiben, und auch das würde lange dauern, da sie nun praktisch ein Vakuum leerzupumpen hatten. Wenn man die allgemeine Stabilität der Ausstattung in Betracht zog, konnte es Monate dauern, ehe ein kleines Leck auftrat und der Innendruck sich wieder bis zu dem Punkt aufbaute, an dem man die Schleusen öffnen konnte.

Ich wußte nicht, wie lange wir hier ohne Sauerstoff-Nahrung herumhocken konnten, aber sicherlich nicht monatelang. Ich würde schon Schwierigkeiten haben, die paar Tage zu erklären, die seit meinem Zusammentreffen mit Marie vergangen waren. Mit jedem Tag wurde es schwieriger, doch ich konnte ihr ohne eine überzeugende Geschichte über Joey nicht unter die Augen treten.

Ein Tiefen-Sprengkörper hätte uns sehr weitergeholfen. Ein einziger kleiner Sprengsatz hätte ausgereicht. Nach allem, was wir mit dem Schiff angestellt hatten, mußte es knapp vor dem Zusamme nbruch stehen. Leider standen hier unten keine Sprengkörper zur Verfügung.

Mir fiel nun nichts anderes ein, als das Schiff zurückzuschaffen. Sodann sollte Bert oder ich in den Umwandlungsraum hinein, das Schiff an die dafür vorgesehene Schleuse anschließen und die zur Herstellung des Oberflächendruckes nötige Prozedur absolvieren. Sodann mußte der Raum wieder heruntergepumpt werden, damit man ins Boot gelangen und drinnen wieder von vorne anfangen konnte. Ich selbst war von dem Plan nicht begeistert, und Bert würde diese Idee auch nicht gefallen, aber unter den gegebenen Umständen wollte mir nichts anderes einfallen. Mir war überdies klar, daß dies kein Plan war, der sich mi ttels Zeichensprache weitervermitteln ließ. Auch die schriftliche Übermittlung würde sehr viel Zeit in Anspruch nehmen.

Ich konnte Bert klarmachen, daß wir zurück zu unseren Schreibutensilien mußten, weil es eine Konferenz abzuhalten galt. Doch als ich ihm anzudeuten versuchte, wir sollten das Boot mitnehmen, erhob er matten Einspruch, und ich ließ von me inem Plan ab. Wie gesagt, ich war ohnehin nicht begeistert davon.

Bert winkte den anderen zu, und bis auf vier Mann kamen alle mit uns. Diese vier ließen sich an einer flachen Stelle etwa zwanzig Yards vom Schiff entfernt nieder und fingen eine Art Spiel an.

Zu jedem anderen Zeitpunkt hätte ich mich für die Einzelheiten des Spiels brennend interessiert.

Der Weg zurück wurde natürlich rascher zurückgelegt, oder vielmehr, er wäre rascher zurückgelegt worden, wenn wir dazu Gelegenheit gehabt hätten.

Ich weiß nicht, wie weit wir in den acht oder zehn Minuten kamen, die wir schwimmend zurücklegten. Ich schätze, etwa eine Viertelmeile, Ich bin kein Meisterschwimmer und legte kein besonderes Tempo vor.

Die nun folgende Unterbrechung war wie so vieles, das mit unseren Plänen nicht geklappt hatte, voraussehbar, aber niemand hatte sie vorausgesehen. Und wenn wir sie vorausgesehen hätten, wäre kein Mensch mehr in der Nähe des Schiffes geblieben, sobald die Ballast-Pumpen zu arbeiten begannen.

Es war nicht mißzuverstehen, und der einzige Grund, wieso mir nicht sofort klar wurde, was da passierte, war die Tatsache, daß ich das Bewußtsein verlor.

XX

Man tauche unter Wasser und lasse einen anderen wiederholte Male große Steine zusammenschlagen, zunächst in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Yards, sodann näher, so lange, bis es nicht mehr auszuhalten ist — dann bekommt man einen ungefähren Begriff von dem, was nun passierte.

Ich kann unmöglich meine Gefühle in dieser Situation beschreiben. Da ich sekundenlang ohne Bewußtsein war, kann ich eigentlich gar nicht behaupten, daß ich etwas fühlte. Dennoch war ich nicht ganz ohne Gefühl. Mir war, als würde mir jemand mit einem Vorschlaghammer gleichzeitig jeden einzelnen Quadratzoll meines Körpers bearbeiten. Doch ich möchte Ihrem eigenen Vorstellungsvermögen nicht vorgreifen und liefere das eben beschriebene Bild nur als Pha ntasiestütze.

Der Schock war für uns alle annähernd gleich. Eine Minute oder mehr mußte vergehen, ehe wir kehrtmachten und unter Aufbietung aller Kraftreserven zurück zu jener Stelle schwammen, wo wir die anderen zurückgelassen hatten.

Dabei war keiner im Zweifel darüber, was nun passiert war. Und niemanden drängte es so recht zu der Stelle zurück.

Und doch legten wir allerhöchstes Tempo vor.

Ich hatte erwartet, an jener Stelle, wo unsere vier Begleiter sich zum Spiel niedergelassen hatten, vier Tote vorzufinden. Aber so einfach war das nicht.

Das Wrack befand sich, soweit ich das beurteilen konnte, noch an der früheren Stelle. Die Schockwelle, die bei der Implosion des Rumpfes entsta nden war, hatte eine Schlammwolke hochgewirbelt, und unsere Lampen halfen uns jetzt nicht viel weiter. Wir blieben also eng beisammen und durchschwammen die Finsternis nach allen Richtungen und suchten den Meeresboden nicht nur nach sichtbaren Trümmerstücken, sondern auch nach Gege nständen ab, die sich unter dem sich setzenden Schlick verborgen haben mochten. Dazu bedurfte es keiner Verständigung.

Den ersten fanden wir etwa fünfzehn Fuß vom nächsten Wrackteil entfernt halb begraben. Er schien gar nicht schwer verletzt, doch wußte ich, daß er tot sein mußte. Die Druckwelle hatte uns in einer Entfernung von mehreren hundert Yards umgehauen, und das reziproke Quadratgesetz gilt auch unter Wasser.

Keinen der anderen konnten wir auf dem Boden finden, doch als der Schlamm sich setzte, wurde einer zwanzig Fuß über uns sichtbar, wie er langsam in die Höhe trieb. Eine dünne Spur öliger Tröpfchen

entströmte seinem Helm. Mir war gar nicht der Gedanke gekommen, daß die Anzüge, da sie ja mit einer dichten Flüssigkeit gefüllt waren, auch Flotationsmaterial haben mußten, damit die Träger im Wasser schwimmen konnten. Mit dem Ausströmen der schwereren Flüssigkeit wurde nun der Auftrieb des Toten positiv.

Damit war klar, warum wir die anderen beiden nicht finden konnten. Wahrscheinlich hatten sie größere Lecks. Ich konnte mir vorstellen, wie sie irgendwo über uns in der Schwärze trieben, der Oberfläche entgegen, während die letzten Reste der Flüssigkeit, die ihr merkwürdiges Leben ermöglicht hatte, zurück auf den Meeresboden tropften. Mir fiel ein, daß wir nach öligen Tropfen Ausschau halten und an Hand dieser Spuren die Suche wieder aufnehmen könnten, doch konnte ich leider diesen Vorschlag den anderen nicht klarmachen, und überdies war mir klar, daß unsere Lichter für eine Suche ohnehin zu schwach waren. Die anderen teilten offenbar meine Meinung. Mit den zwei Leichen im Schlepptau machten wir uns auf den Rückweg zum Eingang.

Ich wünschte, es wäre so hell gewesen, daß ich die Mienen unserer Begleiter hätte deuten können.

Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich annähernd ihre Gefühle den Fremden gegenüber hätte deuten können, deren Machinationen vier Gefährten getötet hatten. Ich wußte nicht, wie Bert die ganze Prozedur begründet hatte. Vielleicht glaubten sie gar, es handle sich um einen wichtigen technischen Vorgang, welcher der Forschung diente oder ähnliches. Hoffentlich. Mir reichten meine eigenen Schuldgefühle, ich konnte gut darauf verzichten, daß die anderen mir nun alle Schuld in die Schuhe schoben.

Außerdem wünschte ich, ich hätte Berts Gedanken lesen können. Die Opfer hätten ja gute Freunde von ihm sein können.

Vielleicht würde ich am Eingang nähere Aufklärung erhalten, doch ich sollte enttäuscht werden.

Als wir hineinschwammen, gab es zwar jede Me nge Aufregung, aber ich konnte beim besten Willen nicht unterscheiden, was die Mienen nun ausdrückten.

Mir war bislang gar nicht klar gewesen, wie ko nventionell diese Mienen eigentlich waren. Wenn man nicht in einer Gesellschaft groß geworden war, in der es eine standardisierte Gesichtsmaske für Wut und eine andere für Widerwillen und so fort gibt, erweist sich das Deuten des menschlichen Gesichtsausdruckes als höchst unsicheres Mittel zum Sammeln von Informationen. Die Leute mochten wütend, traurig oder angewidert sein, ich konnte es nicht unterscheiden. Es gab viel Gestikulieren, als die Toten fortgeschafft wurden, dazu Gesten zwischen einigen von ihnen und Bert, aber was die Haltung uns gegenüber betrifft, kann ich nur sagen, daß man uns in Ruhe ließ. Ich

konnte nicht mal sicher sein, daß die Situation so bleiben würde.

Vielleicht waren im Moment keine Freunde oder Angehörigen der Opfer zugegen.

Die Aktivität um den Eingang hatte sich nach einer halben Stunde wieder beruhigt. Die Toten waren fortgeschafft, unsere Helfer waren fortgeschwommen und mit eigenen Angelegenheiten befaßt, und die Schwimmer, die man ständig um den Eingang herumwimmeln sah, schenkten uns nicht mehr Beachtung als sonst. Das aber war nicht wenig. Das Mädchen, das mit uns gemeinsam zum Kraftwerk geschwommen war, war nun wieder mit ihren Freunden zur Stelle.

Endlich konnte Bert sich wieder mittels der Schreibtafel äußern. Ich hätte sehr viel zu sagen gehabt, ich fühlte mich noch immer aufgewühlt, schuldbewußt, und vieles andere — das Gefühl des Dummseins war dabei noch das Schmeichelhafteste —, doch wurde ich durch meine Kommunikationsschwierigkeiten wie zuvor gehemmt. Es kann vorkommen, daß ein Mensch gar nicht schnell genug reden kann, aber noch öfter kommt es vor, daß er nicht schnell genug schreiben kann.

Eigentlich hätte ich erwartet, Bert würde sich über den Vorfall äußern. Seine Miene wenigstens konnte ich deuten und wußte, daß es ihn ebenfalls schwer getroffen hatte. Was er nun aber aufschrieb, beschränkte sich strikt aufs Sachliche.

„Das wenigstens sollte Marie überzeugen. Am besten, du schwimmst hin zu ihr, und erzählst ihr, man hätte Joeys Boot als Wrack gefunden. Versuch sie zu überreden, daß sie mit ihrem eigenen Boot hinausfährt und sich überzeugt. Vielleicht willigt sie dann ein, an die Oberfläche zu gehen. Wenn sie dir nicht glaubt und sich nicht von der Stelle rührt, müssen wir das Wrack hereinscha ffen. Wenn das nicht wirken sollte, dann weiß ich nicht, was wir anfangen werden.“

„Ihr könntet ja aufhören, ihr Nahrung zu geben.“

Er sah mich an und zog eine Braue hoch.

„Könntest du das?“ kritzelte er. Ich hob die Schultern und wußte, daß ich es nicht konnte.

„Führ mich zu ihr“, schrieb er. Er schwamm voraus.

Die gesprächslosen Pausen während des Schwimmens hätten mir eigentlich Gelegenheit zum Nachdenken geben müssen und vielleicht auch dazu, die Löcher in dem Gewebe zu entdecken, das ich so eifrig spann, wenn ich bloß hundert Prozent flinker im Begreifen gewesen wäre. So aber brachten mich die zwanzig Minuten Schwimmen auf keine brauchbare Idee. Ich dachte mir bloß ein paar Einzelheiten für meine bevorstehende Begegnung mit Marie aus.

Und keine dieser Ideen war erstklassig. Ich fühlte mich höchst unbehaglich, wie ich da auf ihr U-Boot zuhielt — Bert hielt sich wie beim letzten Mal unsichtbar im Hintergrund —, und klopfte an den

Rumpf. Ein wahres Glück, daß meine Verlegenheit vorzüglich zu der Rolle paßte, die ich spielen sollte.

Marie meldete sich auf der Stelle. Ihr Gesicht wurde am oberen Fenster sichtbar. Es war richtig nett, wieder mal ein menschliches Gesicht zu sehen, dessen Miene man einigermaßen deuten konnte, obwohl ich mir bei Marie eine ganz andere Miene gewünscht hätte. Als sie mich erkannte, blickte sie um eine Spur freundlicher. Wie beim letzten Mal kam ihr Tonfall nicht völlig zur Geltung, doch die Worte waren klar verständlich. „Wo hast du bloß gesteckt? Ich dachte schon, man hätte sich deiner ebenfalls entledigt." Ich beantwortete den wichtigeren Teil der Frage mit Hilfe der Schreibtafel.

„Ich versuchte, einiges in Erfahrung zu bringen."

„Von Bert?"

„Nein. Es existiert hier eine Bibliothek, meist handgeschriebene Manuskripte von Leuten, die schon früher hier herunter gerieten. Bert kann diese Manuskripte nicht selbst verfaßt haben, es sind zu viele. Es dürfte sich um zuverlässige Unterlagen handeln. Ich glaube, ich habe nun ein wahrheitsgetreues Bild der Situation."

„Und was konntest du über Joey in Erfahrung bringen?"

Ich zögerte ein wenig. Zwar kam diese Frage nicht unerwartet, und ich hatte meine Lüge geschickt zurechtgebastelt, doch fiel es mir sehr schwer, Marie anzulügen. Immerhin, es geschah um einer guten Sache willen, und ich setzte schon zum Schreiben an, doch ihr war mein kurzes Zögern nicht entgangen, oder vielleicht nur der Ausdruck, der damit einher ging. Für einen talentierten Mimen habe ich mich ohnehin nie gehalten.

„Du hast also etwas von ihm erfahren, ja?"

Ich nickte.

„Und er ist — ist…"

Sie hielt mitten im Satz inne und beobachtete mich durchs Panzerglas. Auch auf diese Frage hin nickte ich. Das war einfacher, als eine faustdicke Lüge aufzuschreiben.

Mehr als ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, doch konnte ich mir dazu die geballten Fäuste gut vorstellen. Ja, ich zuckte zusammen, als sie mit der einen gegen die Wand hieb und eine schmerzhafte Schallwelle sich im Raum ausbreitete. Dann kam wieder ihre Stimme.

„Ich hatte recht. Er wollte sich nicht verkaufen.

Er wollte nicht die Grundsätze eines anständigen Menschen aufgeben, und deswegen hat man ihn getötet."

„Warum hätte man ihn so aus dem Weg schaffen sollen?" hielt ich dagegen. „Das hätte man einfacher haben können, als er noch drinnen war, was ja der Fall gewesen sein muß, als sie mit ihm redeten, falls du recht hast. Man hätte ihn ersticken oder verhungern lassen können

— etwas, das man dir auch nicht angetan hat —, als seine Vorräte ausgingen. Man hätte das Boot auf diese Weise nicht opfern müssen.“

„Ganz einfach. Weil man wollte, daß der Tod draußen eintritt, während er noch im Boot ist, damit es dann bei der Suche wie ein richtiger Unfall aussieht. Mich wundert nur, daß du daran nicht gedacht hast.“ Wenigstens sagte sie nicht ›nicht einmal du‹.

„Sei nicht albern. Wen hätte es denn gewundert oder argwöhnisch gemacht, wenn man bei einer Suche nichts gefunden hätte? Der Pazifik erstreckt sich über eine Riesenfläche und beinhaltet eine Riesenwassermenge.“

Ein schieres Wunder, daß sie darauf keine Antwort parat hatte und eine Weile gar nichts sagte.

Als sie wieder zu reden anfing, ließ sie das Thema Joey zunächst links liegen und erkundigte sich danach, was ich in der Bibliothek in Erfahrung gebracht hätte.

XXI

Es dauerte lange, aber ich tat mein Bestes. Sie las jede Zeile sehr sorgfältig durch, nickte hin und wieder und stellte manchmal eine Frage. Ich beantwortete sie so, wie mein Wissen es zuließ.

Etwa die Hälfte der Fragen befaßte sich damit, wie stark ich mich bei meinen Informationen auf Joey stützte. Es dauerte über eine Stunde, bis ich ihr ungefähr dasselbe Bild entworfen hatte, das ich mir selbst gebildet hatte.

Ich schloß mit der Bitte, die den Schlüssel des gesamten Planes darstellte:

„Marie, du muß t zurück an die Oberfläche und all das berichten. Was auch immer Bert über dein Bleiben gesagt haben mag, die Behörde muß alles erfahren. Bert und ich werden auf eigene Faust zurückgehen, und an Joey brauchst du nicht mehr zu denken."

„Bert? Warum sollte der wohl zurückwollen? Ich weiß, daß er bleibt. Er hat es zugegeben. Er will tun, was er möchte, ohne Rücksicht auf andere.

Und mich wollte er auch dazu überreden, dieser Dreckskerl. Die Tatsache, daß er hier bleibt, ist der einzige Grund, warum ich mir deinen Vorschlag überhaupt anhöre."

„Das glaube ich nicht von ihm", schrieb ich. „Er sagte mir, er bliebe auch, deutete aber an, daß es nicht für immer wäre. Ich hatte das Gefühl, er hätte hier mitgemacht, um herauszufinden, was wir wissen müssen, und wäre zurückgekommen, wann und — falls er konnte — wie ich."

„Von dir kann ich es glauben." Sie dachte nach, während ich meinem eigenen Herzschlag lauschte.

Das war das Ermutigendste, das sie jemals mir gegenüber geäußert hatte, und ich fühlte mich um so elender wegen meiner Lüge. Ich mußte mir mehrmals vorsagen, daß es um ihrer eigenen Sicherheit willen geschah.

Ihre Sicherheit war jedenfalls nicht Maries Hauptsorge. Das machte sie in den nächsten Minuten deutlich. Als sie wieder zu sprechen anfing, war es klar, daß sie in aller Eile Pläne entworfen hatte.

„Gut", sagte sie. „Ich werde gehen, obwohl ich noch immer nicht glaube, daß man mich gehen lassen wird. Sicher wird es irgendeinen Unfall geben. Ich habe aber eine Idee, wie wir feststellen können, wer von uns recht hat."

Ich sah sie fragend an.

„Du scheinst zu glauben, daß man mich gehen lassen wird, damit

ich der Behörde Bericht erstatte, und daß die Umwandlung, die man an dir und Bert vornahm, wieder rückgängig gemacht werden kann. Daß du zurückgehen und wieder Luft atmen kannst? Richtig?“ Ich nickte. „Schön. Ich jedenfalls glaube davon kein Wort. Um die Wahrheit herauszufinden, brauchst du nur davonzuschwimmen und Bert zu sagen, daß ich zurückgehe, wenn er mich in meinem Boot begleitet. Wenn er will, kann er ja nachher wieder zurück. Ich werde mich von seinem Gerede erst überzeugen lassen, wenn ich ihn wieder Luft einatmen sehe, und ich werde mich viel sicherer fühlen, wenn er in diesem Boot an meiner Seite ist, wenn ich hier rausmanövriere.

Und jetzt sag mir, warum du das für eine dumme Idee, für eine Zeitverschwendung, für vergebliche Mühe und dergleichen Unsinn hältst.“

Auch unter diesen Umständen konnte ich mir den Sarkasmus in ihren Worten gut dazudenken. Ich konnte ihn nicht hören, aber er mußte vorhanden sein. Auch sie vertraute mir also nicht völlig. Wenigstens bereitete es mir einige Befriedigung, als ich sie mit meiner Antwort tüchtig in Erstaunen setzte.

„Eine gute Idee“, schrieb ich. „Ich werde Bert suchen und ihm diesen Vorschlag unterbreiten. Ich nehme an, du würdest mich nicht als Ersatzmann akzeptieren, falls er lieber länger hier bleiben möchte.“

Ihre Miene veränderte sich ein wenig, doch war ich nicht ganz sicher, was der neue Ausdruck bedeutete.

„Leider nein“, sagte sie. „Das würde zwar deine Ansicht lieber die Rückkehrmöglichkeit bestätigen, aber du würdest keine gute Geisel abgeben, glaube ich.“ Das war immerhin ein Trost. „Nein, wir machen es so, wie ich will. Geh und such Bert und hör dir an, was er zu sagen hat.“

Gehorsam schwamm ich fort. Diesmal wartete Bert in der Eingangskammer und war dabei, seine Kenntnisse der Fingersprache zu erweitern — mit Hilfe unserer früheren Begleiter, des Mädchens und ihrer Freunde, mit zweien von ihnen jedenfalls. Ich hätte nicht sagen können, welcher fehlte.

Ich hatte alles auf einen Satz vereinfacht, den ich nun aufschrieb und ihm zeigte, als ich nahe genug herangekommen war.

„Marie sagt, sie würde gehen, wenn du dich wieder umändern läßt und mit ihr gehst.“

Diese Mitteilung starrte er eine volle halbe Minute reglos an. Dann schnappte er sich das Täfelchen und schwamm damit, ohne den Satz zu löschen, den Tunnel entlang auf das Boot zu. Wir folgten ihm. Er glitt an das Fenster, in dem ihr Gesicht noch immer sichtbar war, und hielt das Täfelchen mit meinem Satz hoch. Er deutete auf mich

und dann wieder auf das Geschriebene und machte ein Gesicht, das jedermann, ungeachtet seines kulturellen Hintergrundes, hätte deuten können. Sie antwortete ganz laut.

„Genau, Bert.“ Er löschte den Satz und sah sie fragend an.

„Warum?“ kritzelte er.

„Das möchte ich später erklären. Kommst du mit?“

Seine Antwort überraschte Marie. Was sie bei mir bewirkte, war mir nicht so ohne weiteres klar.

„Sicher doch. Ich werde später vielleicht wieder hierher zurückkommen müssen — hier unten kann ich viel nützliche Arbeit leisten. Aber es ist vielleicht wirklich das Beste, wenn ich jetzt mit dir gehe. Es gibt viel Berichtenswertes, das wir beide dir in aller Eile nicht erklären können.“ Sehr taktvoll, wie er damit ihre Weigerung überspielte, ihm in all den Wochen zuzuhören. „Ich könnte das viel gründlicher machen.“ Er hielt nachdenklich inne, länger als Marie zum Lesen brauchte. Dann fuhr er fort: „Wir schleppen dein U-Boot in den Umwandlungsraum ab — das ist einfacher, als wenn du es selbst steuerst — und schließen es an die Schleuse an. Ich steige ein und lasse meinen Druck senken.

Man wird keine großen Einwände dagegen erheben. Dann kann ich durch deine Schleuse einsteigen, und wir steigen gemeinsam auf.“ Zu mir gewandt fragte er: „Gut so?“

Ich war da nicht so sicher. Soweit ich beurteilen konnte, würde ich ohne Bert hier nichts anfangen können. Zweifellos würde das Mädchen, das uns noch immer ständig beobachtete, und ihre Freunde mich vor dem Verhungern bewahren, bis ich mich hier besser zurechtfand. Sie würden mich vielleicht zurück zu Joey dirigieren, damit ich mit ihm zusammenarbeiten konnte, falls dies me ine Hauptaufgabe hier sein sollte. Aber ich sah nicht recht ein, wie ich auf diese Weise der Behörde von Nutzen sein konnte. Zum Unterschied von Joey hatte ich nie beabsichtigt, für immer hier zu bleiben, das war hoffentlich klar. In diesem Punkt wenigstens hatte ich Marie nicht belogen.

Es hätte keinen Zweck vorzuschlagen, wir könnten gemeinsam zu dritt nach oben. Das Boot war zu klein. Es war ein Ein-Mann-Boot, und es würde schon schwierig sein, Bert hineinzupferchen.

Da fiel mir ein, daß ja Berts Boot noch irgendwo vorhanden sein müßte. Ich schnappte mir die Tafel.

„Wieso können wir nicht alle gemeinsam zurück?“ schrieb ich. „Dein Boot muß hier irgendwo vorhanden sein. Wenn Marie dich unbedingt bei sich haben will, könnte ich ja dein Boot benutzen.

Du könntest nachher wieder herunterkommen, oder gar wir beide, falls die Arbeit es erforderlich erscheinen läßt.“

Mir erschien das als fabelhafte Idee, und sogar Marie schien

angetan davon, doch Bert hatte dazu eine oder zwei Fragen. Und nicht unbegründete, wie ich feststellen mußte.

„Der Umwandlungsraum faßt nur einen. Und wenn ich fertig bin, wird es während deiner eigenen Druckminderungsbehandlung Verständigungsschwierigkeiten geben."

„Du könntest denen doch das ganze Programm erst mal erklären. Und ich könnte als erster drankommen."

„Ich bin nicht sicher, ob ich es ihnen richtig erklären könnte. Du mußt bedenken, daß ich kein Experte im Fingerwackeln bin."

„Warum aber könnte ich nicht als erster behandelt werden, während du Anweisungen gibst, welches Boot als erstes angeschlossen wird und dergleichen, bis du selbst an die Reihe kommst?"

„Möglich wäre es. Aber sehen wir uns erst lieber mein Boot an. Es ist schon lange hier unten und wurde hier zu routinemäßigen Arbeiten verwendet.

Wahrscheinlich muß man das Flotations-System überholen. Ich würde nicht riskieren, es großen Druckunterschieden auszusetzen, aber wir werden ja sehen. Verschaffen wir uns erst mal darüber Klarheit."

Marie hatte unser Gespräch mitgelesen und nickte beistimmend. Unser Rudel machte sich also auf zum Boot.

Er hatte recht. Die Flotations-Flüssigkeit war ausgelaufen. Es war schon seit Monaten unbenutzt, da es hier keine Einrichtungen zur Herstellung des Kohlenwasserstoffs gab, den die Schwimm-Tanks brauchten. Die hier gebräuchlichen Maschinen benutzten dieselbe Art fester Körper von geringer Dichte, die in den Schwimm-Coveralls verwendet wurden. Und um diese in das U-Boot einzuführen, hätte es größerer struktureller Veränderungen bedurft. Das hatte man nicht für der Mühe wert befunden.

„Ich könnte ja eines der hier verwendeten Boote nehmen", schlug ich vor.

„Das versuch erst, wenn du die Sprache verstehst", laute te seine Antwort. Das kam mir unsinnig vor. Ein U-Boot bleibt ein solches, und man kennt sich damit aus oder nicht. Aber ein Blick in eines der Boote belehrte mich eines Besseren.

Ich begreife noch immer nicht, warum die Steuereinrichtungen hier so und nicht anders sind. Die physikalischen Gesetze gelten hier unten ebenso wie oben. Aber der Unterschied in der grundlege nden Denkungsart, die mit der merkwürdigen graphischen Sprache Hand in Hand geht, erstreckt sich bis auf Faktoren, an die man mit gesundem Me nschenverstand gar nicht denken würde.

Es sah nun ganz so aus, als müßten die anderen zwei allein nach oben gehen. Bert schien sich damit abzufinden, und sogar ich

gewöhnte mich an den Gedanken. Aber als wir wieder bei Marie waren und es ihr beibrachten, hatte sie wieder eine ihrer brillanten Ideen. Langsam drängte sich mir der Verdacht auf, sie könnte mehr im Sinn haben, als mich bloß an die Oberfläche zu schaffen, aber sie ließ sich nicht in die Karten blicken. Vielleicht auch nur, weil sie mit mir nicht unter vier Augen sprechen konnte.

„In meinen Tanks habe ich ausreichend Schwimmkraft“, sagte sie unvermi ttelt und entschlossen. „Hängt einfach Berts Wrack an meine Schleppvorrichtung, und wir ziehen es mit hoch.

Ihr sagtet doch, der Rumpf könnte den verminderten Druck aushallen.“

Bert schien erschrocken, zweifellos, weil ihm das nicht selbst eingefallen war. Das vermutete ich jedenfalls. Aber er willigte prompt ein. Und damit war die Sache abgemacht. Er schwamm los, um Hilfe für das Abschleppen der Boote zu holen und den Umwandlungsraum vorzubereiten. Ich benutzte seine Abwesenheit und schrieb für Marie eine Mitteilung auf.

„Du scheinst dich in Bert getäuscht zu haben. Er hat die Probe bestanden, als er so prompt auf deinen Vorschlag einging.“

„Das habe ich auch gemerkt…“

Ich wartete auf einen weiteren Kommentar, aber es kam keiner. Ich hätte eigentlich wissen müssen, daß keiner zu erwarten war. Und als sie wieder etwas äußerte, war ein gänzlich anderes Thema an der Reihe, dachte ich.

„Vergiß nicht, die Poller zum Befestigen der Taue sehr sorgfältig nachzusehen.“

Ich nickte erstaunt. Das war eine Routinesache und bedurfte nicht eigens der Erwähnung.

„Und auch die Taue. Die sind neuer.“ Ich gab schweigend mein Einverständnis und wunderte mich und faßte auch ein wenig Hoffnung. Alles was von Marie kam und nach Interesse an meinem Wohlergehen klang, ließ mich hoffen. Ich hinkte noch immer meilenweit hinter ihren Überlegungen her, weil ich nicht von derselben Sammlung von Vorurteilen ausging. So wollte sie es wohl, schätze ich. Da wechselte sie wieder das Thema und fragte mich über die Leute aus, die neben mir im Wasser trieben.

„Was ist mit deinen Freunden? Ist die Dame einer der Gründe, warum du die Luftatmung aufgegeben hast?“

„Nein!“ schrieb ich mit Nachdruck. „Meines Wissens sah ich sie vor meiner Umwandlung gar nicht.“ Ich begriff nicht, warum Marie lachte. „Ich kann euch nicht miteinander bekannt machen, weil ich ihren Namen nicht kenne. Bei dieser Sprache kann man sich ja nicht vorstellen, wie ein Personenname aussieht. Vielleicht gibt es hier gar keine Namen.“

Zum erstenmal lachte sie hier unten.

„Ach, deswegen bist du also hier geblieben! Nein, mach dir nicht die Mühe, zu betonen, daß du bis vor kurzem von der Sprache keinen Schimmer hattest. Ich weiß es ohnehin. In deinen Augen sind die hiesigen Sprachbesonderheiten gewiß eine Empfe hlung.“

Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Sie hatte völlig recht. Eines der größten Ärgernisse meines Lebens war hier unten bedeutungslos. Marie ließ mich nicht aus den Augen und las in meiner Miene wie in einem offenen Buch. Und jetzt lachte sie noch lauter als vorhin. In dieser Umgebung klang es nicht wie Gelächter, unterschied sich aber von ihrem normalen Sprechton so stark, daß meine Begleiter aufmerksam wurden. Sie sahen abwechselnd zum Boot und zu mir und konnten sich keinen Reim auf die Situation machen.

Marie hatte recht. Falls ich aus irgendeinem Grund hier unten bleiben sollte…

Diesen Gedanken unterdrückte ich sofort. Wohin Marie ging, dahin wollte ich früher oder später auch gehen.

XXII

Unsere Party wurde direkt fröhlich, während wir auf Bert warteten. Marie und ich unternahmen Ve rständigungsversuche mit dem Mädchen und ihren Freunden, hatten aber nur mit den elementarsten Zeichen Glück, manchmal nicht mal mit diesen.

Wir versuchten ihnen sogar die Idee eines phonetischen Alphabets klarzumachen, wobei Marie die Geräusche und ich die Symbole beisteuerte. Es war hoffnungslos.

Das war nicht ausschließlich Schuld ihres ma ngelhaften Hintergr undes. Aber unter Wasser wurden die Laute so stark verzerrt, daß man beispielsweise ein „P“ und „S“ nicht genau unterscheiden konnte, geschweige denn die Lautverbindung „Sp“

verstehen. Das genügte, um Marie zu überzeugen, daß das Verständigungsproblem sehr ernst war und die Lösung nicht einfach.

Sie war nun gar nicht mehr sicher, daß sich eine Lösung lohnte. Denn sie neigte nun dazu, diese Menschen als Träger einer völlig andersgearteten Kultur zu sehen und nicht als Gruppe verbrecherischer Flüchtlinge unserer eigenen Kultur. Immerhin hielt sie von dieser Kultur so viel wie eine Bostoner Dame aus dem neunzehnten Jahrhundert von den Südseekannibalen, die sie von den Missionsvorträgen her kannte.

Zumindest wahrte sie ihnen gegenüber die Formen. Ihre guten Manieren wurden jedoch fadenscheinig, als Bert mit schlechten Neuigkeiten wiederkam. Der Rat wolle nichts davon wissen, Bert und mich gleichzeitig an die Oberfläche zu lassen.

Entweder der eine oder der andere, keinesfalls beide.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen und konnte dies unmöglich mit dem Bild in Einklang bringen, das ich mir von der Situation gemacht hatte. Marie sagte nicht direkt „Hab ich doch gesagt“ aber ihr Blick sprach Doppelbände. Das war unfair, da sie zuvor überhaupt nichts dergleichen gesagt hatte.

Vielleicht hatte sie es vermutet, gesagt hatte sie mir nichts.

Vielleicht war es dieser Blick, der mich wieder aufrichtete. Ich sagte mir, die Hauptsache wäre, Marie gesund und wohlbehalten an die Oberfläche zurückzuschaffen. Sobald sie sich bei der Behörde zurückgemeldet hatte, würde man sicher mit dieser Anlage hier in Verbindung treten, gleichgültig was Bert darüber dachte, und es würden sich gewiß jede Menge Möglichkeiten für mich ergeben, wieder an die Oberfläche zu kommen.

Ich glaubte noch immer nicht an Berts Behauptung, die Behörde hätte frühere Berichte ignoriert oder totgeschwiegen. Mein Gefühl

basierte größtenteils auf meinem persönlichen Urteil als langjähriger Behördenmitarbeiter. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß die Organisation dazu fähig gewesen wäre.

Mir erschien es daher als höchst vernünftig, die zwei anderen an die Oberfläche zurückgehen zu lassen, während ich vorübergehend hier blieb. Das teilte ich, ohne meine dazugehörigen Überlegungen, mit Hilfe der Tafel mit. Bert war sofort einverstanden.

Marie schien weniger begeistert, entschied aber schließlich, daß der Plan annehmbar wäre. Bert machte den Vorschlag, er wolle über die neue Lage dem Rat Bericht erstatten und Hilfe für das Abschleppen des Bootes suchen, aber sie widersprach ihm und meinte, sie wolle das Boot selbst steuern, wenn einer der Eingeborenen ihr als Führer vorausschwimme. Bert könne ja dem Führer klarmachen, wohin sie sollte.

Ich war ein wenig erstaunt, daß sie das Boot ohne Bert irgendwohin steuern wollte, aber vielleicht hatte sie bezüglich ihres Planes die Meinung geändert. Ich hoffte, sie würde statt dessen wollen, daß ich mit ihr zur Umwandlungsschleuse ginge, doch sie sagte nichts dergleichen. Wieder einmal fühlte ich mich ausgeschlossen von ihren Plänen und Gedanken. Wir warteten ab, bis Bert sich winkend mit den Leuten verständigt hatte, was eine ganze Weile dauerte. Dann schlug der Mann die Richtung durch den Hauptgang außerhalb des Raumes ein, und Marie ließ ihr Boot vom Boden abheben und schwamm ihm in seinem Kielwasser nach — kein guter Vergleich, da er ja keines hinter sich ließ.

Dann machte sich Bert auf den Weg, um mit dem Rat ins reine zu kommen.

Er war schon fast verschwunden, als mir etwas einfiel und ich ihm schleunigst nachschwamm. Ein Glück, daß er selbst nicht sehr behände war, weil ich ihn andernfalls nicht eingeholt hätte. Ein Jammer, daß man hier niemanden per Zuruf aufhalten konnte. Na, als ich ihn einholte, schrieb ich eilig eine Mitteilung auf.

„Sollte man Joey nicht davon in Kenntnis setzen, wohin du gehst? Ohne dich gerät er in einen ähnlichen Schlamassel wie ich.“

Bert überlegte und nickte. „Ja, wahrscheinlich ist es am besten. Sag du es ihm, während ich dem Rat Bericht erstatte. Gib um Himmels willen acht, daß du von Maries Hiersein nichts verlauten läßt.“ Ich machte ein beleidigtes Gesicht. „Einer von diesen Typen soll dir den Weg zeigen. Joey müßte im Moment frei haben, obwohl er oft länger arbeitet, als er müßte. Versuch es zuerst in seiner Unterkunft, dann auf dem Anbaugelände und erst nachher in der Kraftwerkze ntrale.“ Er wandte sich an die anderen und gestikulierte wild. Schließlich hatte er ihnen seine Wünsche verdeutlicht, aber ich hatte gemerkt, daß er über

seine geringen Kenntnisse der Gesten-Sprache die Wahrheit gesagt hatte.

Ich war gar nicht enttäuscht, als das Mädchen mich am Arm faßte und mir bedeutete, ich solle ihr folgen. Wir hatten also noch immer Begleitung, aber es hätte schlimmer sein können.

Bert hatte sich mit seinen Gesten so verständlich gemacht wie mit seinem Geschreibsel. Wir schwammen erst zu einem Raum, der offensichtlich als Privatunterkunft diente — das merkte ich, als wir drinnen waren. Die Tür war nämlich nicht anders wie viele andere entlang der Gänge. Das Mädchen wandte nun das erste Geräuschsignal an, das ich hier zu hören bekommen hatte — ein ganz gewöhnliches, aber leises Pochen auf einem runden Panel neben der Tür.

Als niemand darauf reagierte, öffnete sie die Tür und schwamm hinein.

Offenbar legte man hier an Begriffe wie Privatsphäre einen anderen Maßstab an. Die Wohnung war in drei Bereiche unterteilt.

Eine Abteilung diente dem Schlafen, die andere dem Lesen und ähnlichen Solo-Aktivitäten, während der größte Bereich für geselligere Anlässe gedacht war. Joey war nicht da, und das Mädchen schwamm uns wieder voraus, diesmal in eine andere Richtung. Wir gelangten an einen der nach oben geneigten Tunnels, die zum Anbaugebiet führten.

Diesmal war ich mehr auf Draht und erwischte den veränderten Winkel richtig.

Draußen im Freien, hielt sie inne und sah sich nach Joey um. Inzwischen versuchte ich die Größe des Anbaugebietes an Hand der Bevölkerungszahl zu errechnen, kam aber nicht weit, da ich nicht wußte, wie viel Nahrung pro Kopf vorgesehen war.

Nach fünf Minuten des Umsehens und Herumfragens hatten wir Joey gefunden. Die Wartezeit hatte ich damit verbracht, ihm meine Nachricht fein säuberlich aufzuschreiben, so daß nun keine Zeit verlorenging, als wir ihn einholten. Meine Mitteilung besagte nur, daß Bert an die Oberfläche wollte, und daß ich mit Joey zusammenarbeiten würde, sobald er mich brauchen konnte.

Elfven nickte. Er nahm die Tafel und schrieb.

„Ich arbeite in ein paar Stunden weiter. Nach dem Essen muß ich schlafen. Findest du allein ins Kontrollzentrum zurück?“

„Ich weiß nicht recht. Aber schließlich habe ich eine gute Führerin bei mir“, erwiderte ich. Er sah das Mädchen an und nickte.

„Es wäre gut, ich könnte mir diese Verständigungsmethode aneignen“, schrieb er. „Ohne Bert wird es uns lausig gehen. Warum geht er selbst, anstatt dich zu schicken?“

„Er glaubt wohl, sein Bericht würde vollständiger ausfallen als meiner. Wahrscheinlich stimmt es.

Solange wir bei der Arbeit miteinander zu tun haben, wird uns die Sprache nicht allzu sehr fehlen.“

Joeys Achselzucken zeigte an, daß er mir nicht völlig recht geben konnte, daß ihm aber die Sache nicht so wichtig war. Er setzte seine Nahrungsaufnahme fort.

Ich genehmigte mir selbst ein paar Happen, hatte aber mehr meine Rückkehr zu Marie im Sinn. Ich berührte das Mädchen an der Schulter — auch sie kaute — und deutete auf die Tunnelöffnung, aus der wir gekommen waren. Ich hatte mir die Richtung gemerkt. Sie nickte und schwamm voraus. Na, wenigstens gab es das eine oder andere Zeichen, das wir beide verstanden.

Wir brauchten zehn oder fünfzehn Minuten bis zu der Stelle, wo wir Marie zurückgelassen hatten. Sie war natürlich nicht da. Ich hatte den Eindruck, meine Führerin hätte vergessen, daß das Boot schon vor uns gestartet war, aber ich tat ihr vielleicht unrecht. Sie setzte sich jedenfalls schleunigst in jene Richtung in Bewegung, die das Boot eingeschlagen hatte, und in einer weiteren Viertelstunde hatten wir eine Stelle erreicht, an die ich mich erinnern konnte — den Gang mit dem großen Ventil, durch das mein Tank hineingeschafft worden war, als ich der Druckbehandlung unterzogen wurde.

Da ich die allgemeine Lage nun besser kannte, widmete ich der kleineren Schleuse mehr Aufmerksamkeit. Ein genauerer Blick zeigte mir, daß sie mit einem schwer gepanzerten ausfahrbaren Anschlußteil ausgestattet war, der im Moment zurückgezogen war. Diese Manschette konnte ganz einfach an die Einstiegluke eines jeden gewöhnlichen Arbeitsbootes angepaßt werden.

Es wunderte mich ein wenig, daß Maries Boot noch nicht da war. Ich glaube, das Mädchen wunderte sich auch. Sie sah sich ratlos um, als wüßte sie nicht, was zu tun wäre. Dann sah sie mich an, als erwarte sie von mir weitere Anweisungen.

Ich beschränkte mich auf ein Nicken. Ich war ganz sicher, daß dies die richtige Stelle war. Vielleicht hatte die Tunnelgröße die anderen zu einem Umweg gezwungen, aber dies konnte ich meinen Begleitern nicht verdeutlichen. Außerdem hätten sie ja selbst auf diese Idee kommen können. Sie kannten sich hier wesentlich besser aus als ich.

Bert kreuzte als erster auf, begleitet von einem Mann in mittleren Jahren und von intelligentem Aussehen. Er stellte mir den Menschen nicht direkt vor, schrieb aber, daß dies der Arzt sei, der die Herz-Lungen-Maschine bedienen könne und dafür sorgen würde, daß Nebenhöhlen und Mittelohr während der Druckänderung ständig unter Beobachtung wären.

Es vergingen zehn Minuten, als das Boot aus der Richtung des Meeres-Einganges her auftauchte.

Fast gleichzeitig gesellte sich noch ein Schwimmer aus der entgegengesetzten Richtung zu uns. Ich bedachte ihn mit einem beiläufigen Blick in der Annahme, es handle sich um einen der Techniker, der bei dem Vorgang gebraucht wurde. Doch dann schlossen sich meine Augen jäh, als ich von der Netzhaut jenes Bild löschen wollte, das sich, wie ich hoffte, als falsch erweisen würde.

Als ich die Augen wieder öffnete, war es aber noch immer Joey Elfven. Ich mußte zugeben, daß der Regisseur, wer immer das sein mochte, sein Geschäft blendend verstand.

XXIII

Ich mußte überdies zugeben, daß wir dies hätten voraussehen müssen. Man hätte Joey nichts von den Rückkehrplänen sagen sollen, ehe Marie und Bert nicht schon weit weg waren.

Nichts war wahrscheinlicher, als daß ihm ein paar letzte Fragen eingefallen waren, die er Bert unbedingt stellen wollte. Und er wußte, wo er ihn antreffen würde. Bert war augenscheinlich ebenso überrascht wie ich, aber das nützte uns im Moment nicht viel.

Marie sah ihn, noch ehe Bert oder ich überhaupt einen klaren Gedanken fassen konnten. Das Boot ließ plötzlich den schwimmenden Führer hinter sich. Sekunden später brachten uns seine Wasserdüsen ins Schleudern, als es unvermittelt vor uns anhielt. Ja, Marie hatte Joey gesehen. Ihre guten Manieren im Umgang mit den Eingeborenen waren wie weggeblasen.

Maries Stimme übertönte unser aller Herzklopfen.

Ihre ersten Worte waren nicht eben das, was ich erwartet hätte, aber ich habe bereits zugegeben, daß sie um etliches schneller denken kann als ich. Nicht immer in dieselbe Richtung oder gar in die richtige, aber immerhin schneller.

„Joey!“ Das hätte ein willkommen heißender Ausruf sein sollen, doch auch die besondere Situation, in der wir uns befanden, ließ klar erkennen, daß es dies nicht war. Kaum zu glauben, daß ein Mädchen, das für einen Ma nn so viel auf sich genommen hatte, eben diesen Mann mit dem Ton einer strengen Tante ansprechen konnte, aber die Ähnlichkeit war unverkennbar. „Joey, seit wann weißt du schon, daß ich hier bin?“

Joey sah sich nach den Schreibutensilien um. Ich händigte sie ihm mit dem größten Vergnügen aus.

„Ich hatte bis zu diesem Augenblick keine Ahnung“, schrieb er.

„Seit wann weißt du, daß Bert hier ist?“

„Ein paar Wochen. Genau weiß ich es nicht. Einen oder zwei Tage, nachdem ich selbst hier ankam.“

Ich ahnte, was als nächstes kommen würde, aber zum Glück hatte ich mich geirrt.

Marie war keine Technikerin. Natürlich kann sie ein U-Boot steuern, wenn es der Dienst verlangt, aber mit allen an Bord befindlichen Instrumenten und Zusatzgeräten ist sie nicht ganz vertraut. Aus diesem Grund war es mir schleierhaft, wie sie es fertigbrachte, ihren nächsten Schachzug so vollendet über die Bühne zu bringen. Eine der kleineren Greifzangen schnellte aus ihrem Lager und faßte Bert feinsäuberlich um den Hals. Erst als Marie ihn fest im

Griff ha tte, ließ sie der Tat die Worte folgen.

„Du dreckiger Lügner! Du schleimiger Schmutzfink! Ich sollte dir den Schädel vom verlogenen Hals drehen! Ich würde dich am liebsten auf der Stelle erwürgen! Du wußtest, warum ich kam und wen ich suchte. Du wußtest, daß er hier war. Du hast ihm nicht gesagt, daß ich gekommen war, und du hast mich angelogen und gesagt, du hättest ihn nicht gesehen. Du hast den armen Tummy herumgekriegt, so daß er bei deiner krummen Tour mi tmachte!“

Ich stieß mich ein wenig an ihrer Äußerung, daß es mir an Verstand oder Initiative fehlte und ich für mein Verhalten nicht verantwortlich wäre, doch widerstand ich der Versuchung, sie zu unterbrechen und ihr klarzumachen, daß dieser Teil des Planes auf meiner Eigeninitiative beruhte. Ich erhob nicht einmal einen Einwand dagegen, daß sie einen der mir verhaßten Spitznamen gebrauchte. Ich ließ sie reden, bis ihr die Worte ausgingen.

Mehr will ich hier gar nicht anführen. Ich habe es ihr versprochen. Bert tat mir ein wenig leid, da der Griff um den Hals ziemlich schmerzhaft sein mußte, doch hatte Marie ja selbst gesagt, daß sie ihn hier nicht gut erwürgen konnte. Ich war übrigens davon überzeugt, daß sie es auch nicht getan hätte, wenn es ihr mö glich gewesen wäre.

Nicht Marie.

Die anderen schienen besorgt. Das Mädchen und ihr ständiger Begleiter stürzten sich auf den Greifarm und zerrten daran, erfolglos, wie es sich erwies. Auch der Arzt machte sich erfolglos an der Greifzange zu schaffen. Joey versuchte es erst gar nicht. Er winkte Marie zu und schüttelte den Kopf, in dem Bemühen sie aufzuhalten. Es war eine Szene, wie geschaffen, von lebhafter Musik untermalt zu werden, begleitet von Schreien, dem Aufschlag von Fäusten und dem Geklirr zerbrochenen Glases.

Und doch rollte alles in geisterhafter Stille ab.

Keine Schreie, die hier unten unmöglich waren, keine Fäuste, die in diesem Medium keine große Geschwindigkeit entwickeln konnten, kein Apparat in Reichweite, der zertrümmert hätte werden kö nnen.

Joey schaffte es, dem allem ein Ende zu ma chen.

Er hielt noch immer die Tafel in der Hand und schrieb nun in den größtmöglichen Buchstaben:

„Du wirst ihn töten!“

Das hielt er so gegen die Scheibe, daß Marie praktisch nur die Tafel sehen konnte.

Nach wenigen Sekunden harte sie ihre fünf Sinne wieder beisammen und öffnete den Greifer. Berts Gesicht war violett, er hatte das Bewußtsein verloren. Der Arzt packte sein Handgelenk, nicht um den Puls zu fühlen, wie ich zunächst glaubte, sondern einfach, um ihn

abzuschleppen. Die beiden verschwanden im Umwandlungsraum.

Ich zögerte sekundenlang, weil ich schwankte, was nun wichtiger wäre, dann schwamm ich ihnen nach. Das Mädchen und sein Freund folgten mir.

Maries Führer blieb draußen beim Boot. Joey machte zunächst ein Gesicht, als wolle er uns nach, änderte dann aber seine Absicht.

Im Operationsraum war Bert im Nu auf dem Tisch festgeschnallt, und der Arzt machte sich ans Werk.

Eigentlich war er kein Arzt, wie mir rasch klar wurde. In einer Gesellschaft von ein paar tausend Menschen, die sich seit drei oder vier Generationen vom Hauptstrom des menschlichen Wissens abgespalten hat, kann es keine Ärzte geben. Er war aber ein verdammt guter Techniker und hatte es hier mit seinem ureigenen Fachgebiet zu tun. Er kannte die Herz-Lungen-Maschine in— und auswendig und wußte genau um die Schwierigkeiten von Störungen im Atmungs— und Kreislaufbereich.

Der Eingriff in den Hustenreflex, den diese Me nschen zum Überleben unter diesem Druck vorne hmen mußte, hatte Forschungen in dieser Richtung nötig gemacht. Im Raum waren verschiedene Ste uereinrichtungen für die Maschine und ihre Zusatzgeräte angebracht, offenbar parallel zu der Fernsteuerung. Die Druckminderung war augenscheinlich nicht der einzige Zweck des Apparates.

In weniger als einer Minute hatte der Techniker Bert an den Apparat angeschlossen. Langsam bekam er wieder seine normale Farbe. Dann wurden andere Instrumente in seine Kehle geschoben, damit man hineinsehen konnte.

Dort war offenbar kein großer Schaden eingetreten, im Gegensatz zur Außenseite des Halses, die zu einer einzigen großen Schwellung auflief. In weniger als fünf Minuten hatte der Doktor — ich will ihn unter den gegebenen Umstä nden so nennen — seine Geräte wieder eingepackt und ging nun mit einer Injektionsnadel gegen den Unterarm seines Patienten vor. Die Ampulle muß wohl ein Belebungsmittel enthalten haben, denn Bert öffnete augenblicklich die Augen.

Nur wenige Sekunden, und er hatte sich orientiert.

Sein Blick blieb an mir hängen, und er errötete tatsächlich. Noch immer verwirrt, versuchte er zu sprechen. Der Schmerz in seiner Brust, als er seine flüssigkeitsgefüllten Lungen unter Druck setzte, brachte ihn wieder in die Wirklichkeit zurück. Er sah sich suchend um und vollführte Schreibbewegungen. Der Arzt hatte sichtlich nichts dagegen, daß ich Bert das Schreibtäfelchen gab, das Joey noch immer in der Hand hielt.

Das bedeutete keine Gesprächsunterbrechung.

Joey hatte nichts geschrieben und Marie nichts gesagt.

Während der Krise im Operationsraum war kein Wort laut geworden — wir hätten Maries Stimme auch hier drinnen hören müssen, und Joeys Satz von vorhin stand noch immer auf der Tafel. Marie sah zum Fenster hinaus, sie sah Joey an, und er sah überallhin, nur nicht zu ihr hin. Ich nahm ihm, ohne zu zögern das Täfelchen ab und schwamm zurück zum Tisch.

Der Arzt lenkte Berts Aufmerksamkeit auf die Blutleitungen zwischen ihm und der Maschine hin, unternahm jedoch keinen Versuch, ihn vom Schreiben abzuhalten. Bert gab mit einem Nicken zu verstehen, daß er die Warnung verstanden hatte, und setzte den Griffel in Bewegung. Er faßte sich kurz und reichte mir die Tafel.

„Tut mir leid, aber ich kann erkennen, wann ich schachmatt gesetzt bin. Hoffentlich hast du mehr Glück, obwohl ich dir jetzt, da sie weiß, daß Joey am Leben ist, keine großen Chancen einräume. Sag ihr, daß sie mich nicht getötet hat, falls du glaubst, daß diese Möglichkeit ihr Kummer bereitet. Mir ist lieber, wenn ich ihr nicht mehr unter die Augen trete."

Das waren Sätze, die mir die Augen öffneten.

Plötzlich begriff ich, warum Bert mit der Wahrheit gespielt hatte, warum er Joeys Anwesenheit vor Marie verheimlicht hatte, warum er sich so plötzlich zur Rückkehr an die Oberfläche entschlossen hatte, und warum er mir gegenüber unaufrichtig war — ja sogar, warum der hiesige Rat uns nicht gemeinsam nach oben lassen wollte.

Ich sah auch, daß ich nicht in der Lage war, ihn auch nur in einem Punkt zu kritisieren. Man konnte nicht ein Wort gegen ihn sagen, das nicht ebenso gut auch auf mich zugetroffen hätte. Der einzige Grund, warum ich nicht so gehandelt hatte wie er — und das unter demselben Motiv —, war die Tatsache, daß ich dazu nicht in der Lage war.

Ich konnte ihm weder die Schuld geben noch ihn kritisieren. Ich habe zwar Fehler, bin aber kein Heuchler. Er tat mir nur leid. Wie er eben gesagt hatte, waren seine Chancen vergeben.

Vielleicht würde Marie zu der Einsicht gelangen, daß sie, was Joey betraf, ein hoffnungsloser Fall war, sogar nach der Entdeckung, daß er doch noch am Leben war. Vielleicht würde sie sich dann für mich entschließen. Doch nach den letzten Wochen und den Enthüllungen der letzten Minuten würde sie für Bert nie wieder Verwendung haben.

Ich bedachte ihn mit einem mitleidigen Blick. Mir fiel nichts ein, was ich hätte schreiben können. Er antwortete mit einem verbitterten Grinsen und winkte mir zu, ich solle verschwinden. Ich trollte mich. Mit Ausnahme des Arztes folgten mir die anderen.

XXIV

Aber ich hatte für den Tag noch nicht ausgelernt.

Als ich das große Ventil durchschwamm und von außen sichtbar wurde, hörte ich Maries Stimme. Sie klang scharf, erinnerte im übrigen aber an einen Keulenschlag.

„Wieso konntest du auf die Idee kommen, diese Menschen würden nicht Sauerstoff durch die Lungen inhalieren? Falls ich Bert tötete, tut es mir allzusehr leid, aber es ist deine Schuld."

Sogar ich hatte genug Zeit gehabt, um vorauszusehen, daß diese Frage ko mmen würde, doch hatte ich zum Ausarbeiten einer guten Antwort keine Möglichkeit gehabt. Während der Arzt nämlich Bert bearbeitet hatte, hatte ich mein Gedächtnis bearbeitet. Mir war klar, daß meine Theorie vom Sauerstoff-Essen im Eimer war, aber eine bessere hatte ich nicht zur Hand.

Mir fiel nichts ein, als meine Theorie und die dafür sprechenden Gründe zu wiederholen. Ich beruhigte Marie auch, daß sie Bert nicht getötet hatte.

Irgendwie machten meine Argumente in geschriebenem Zustand keinen so luftdichten Eindruck wie damals, als ich sie mir zurechtgelegt hatte — ganz abgesehen von der Tatsache, daß ich nun offe nsichtlich auf dem Holzweg war. Trotzdem schien Marie sich zu beruhigen, während ich Seite auf Seite schrieb und sie ihr zu lesen gab. Vielleicht taten die erzwungenen Pausen das Ihre dazu.

„Ich gebe zu, daß du mich beim ersten Mal überzeugt hast", sagte sie, als ich endlich fertig war,

„und ich sehe selbst nicht, wo die Schwachstelle steckt. Joey, hast du in der hier verbrachten Zeit genügend erfahren, damit du uns sagen kannst, in welchem Punkt wir uns irren?"

„Ich glaube ja", schrieb er. Er stellte sich so auf, daß Marie gleich während des Schreibens mitlesen konnte. Ich nahm selbst eine Position ein, so daß ich alles mitbekam.

„Euer großer Irrtum war nur natürlich. Richtig ist, daß wir nicht atmen, was die Bewegungen des Brustkastens betrifft. Trotzdem beziehen wir Sauerstoff aus dieser Flüssigkeit. Es ist ein Wunderelixier. Vom Molekularaufbau her ähnelt es annähernd dem Hämoglobin, weil es an der Oberfläche Sauerstoffmoleküle lose binden kann. Ich weiß nicht, wie viele, aber die Zahl ist hoch. Die Flüssigkeit verfügt nicht über die Porphyrin-Gruppen des Hämoglobins. Die gingen verloren, als man den Stoff für sichtbares Licht durchlässig machte. Aus dem Gedächtnis kann ich euch die Aufbauformel nicht ableiten. Aber gesehen habe ich sie. Sie ist durch und durch verständlich.

Und jetzt überlegt einmal. Die Molekularkonze ntration des flüssigen Sauerstoffes ist viertausendmal größer als die des gasförmigen, den wir normalerweise einatmen. Der Grund für unser Atmen ist der, daß wir durch bloße Diffusion durch die Luftröhre zuwenig Sauerstoff bekämen. In flüssigem Sauerstoff kann ma n natürlich wegen der Temperaturprobleme nicht leben. In dieser Flüssigkeit hier aber ist die Konzentration fast freien Sauerstoffes viel viel höher als in der Atmosphäre — viel geringer zwar als in flüssigem Sauerstoff, aber immer noch sehr hoch. Das stellt ein anderes Problem dar.

Man versah den Kern dieses Moleküls mit einer Struktur, die bei Temperaturen über einigen hundert Graden endothermisch zusammenbrechen würde. Daher würde ein Feuer sich selbst ersticken.

Aber das ist ein Nebenproblem, soweit die Atmung betroffen ist.

Wenn die Moleküle dieser Flüssigkeit ihren Sauerstoff in die Lunge abgeben, geben benachbarte Moleküle O2 an diejenigen ab, die es verloren haben. Andere ersetzen diese wieder und so fort. Eine Situation ähnlich der Wasserkette beim Feuerlöschen. Sie wird von denselben Gleichungen erfaßt, die man bei Diffusionsproblemen anwendet. Die Rate des Sauerstofftransportes hängt vom Konzentrationsunterschied zwischen dem Lungeninneren und der Außenseite ab, und von der Fläche der Schranke, durch welche die Diffusion stattfindet — in diesem Fall die kleinste Querschnittfläche der Luftröhre. In diesem Fall reicht die Sauerstoffko nzentration um uns herum aus, um uns durch Diffusion über die Luftröhre am Leben zu erhalten. Was die Kohlendioxyd-Ausscheidung betrifft, bin ich nicht so sicher, aber ich glaube, eure Theorie ist in diesem Punkt richtig. Sie wird bewerkstelligt, indem Kohlendioxyd an unlösliche Karbonate im Körperinneren gebunden und als feste Ausscheidung abgesondert wird. Wie gesagt, das alles kommt mir ein wenig merkwürdig vor, und ich habe das Gelesene vielleicht da und dort mißverstanden. Wenn ich Zeit habe, werde ich tiefer in die Materie einsteigen. Ich bin kein Physiologe, doch hat mich der Stoff fasziniert, besonders die Geschichte dieser Entwicklung.“

„Aber warum diese komplizierten Vorgänge? Eine weniger wirksame Sauerstoffschranke würde es auch tun, solange frischer Nachschub in die Lungen gepumpt wird. Das ist der Grund, warum wir atmen!“ Marie war in diesem Augenblick gewiß nicht auf dem Höhepunkt ihrer Denkfähigkeit, denn sogar ich wußte die Antwort darauf. Ich nahm Joey das Täfelchen ab — er reichte es mir mit der Andeutung eines Lächelns — und begann mit meinen Ausführungen.

„Pumpt man eine noch dichtere Flüssigkeit als Wasser durch die Luftröhre, würde das eine gewaltige Anstrengung und wahrscheinlich

gefährlich hohen Lungendruck bedeuten. Ich versuchte es knapp nach der Umwandlung und weiß, daß es schmerzt. Es würde mich nicht wundern, wenn dabei Risse im Lungengewebe aufträten. Es ist eine logische Kette: man fülle Körperhohlräume mit Flüssigkeit, so daß der Außendruck ohne nennenswerte Volumensänderung erreicht werden kann; sodann kann man die Flüssigkeit mit der normalen Atemtätigkeit nicht einpumpen. Man muß ihr eine genügend hohe Konzentration freien Sauerstoffes verpassen, um den nötigen Nachschub durch die Kehle diffundieren zu lassen. Ganz einfach, wenn man es erst mal begreift. Was ist übrigens die wichtigste Sauerstoffquelle, Joey?“

„Genau das, was man erwarten würde. Photosynthese. Und dafür wird auch der Großteil der hier erzeugten Energie verwendet. Etwa drei Viertel des Sauerstoffes stammen von den genmaßgeschneiderten Algen an der Zwischenfläche zwischen Meer und Atemflüssigkeit. Der Rest stammt von den angebauten Pflanzen. Die Verlustrate ist im Meer wegen des günstigen Teilungsverhältnisses gering.“

Ich nahm wieder die Tafel zur Hand.

„Nun, wenigstens hatte ich recht mit meiner Vermutung, warum das Lachen hier gefährlich ist und warum man den Hustenreflex ausschaltet. Beides könnte die Lungen zum Bersten bringen.“

„Klar“, sagte Joey. „Ich behaupte gar nicht, daß ich alles weiß — daß weiß nicht mal Bert, der viel länger hier ist. Was wir erfahren konnten, stammt aus den Büchern, und zwar aus denen, die zufällig in den uns bekannten Sprachen verfaßt waren. Die Menschen hier haben uns nichts davon gesagt. Es ist nicht nur unmöglich, sich mit ihnen auf dieser Stufe zu unterhalten, ich bin sogar ziemlich sicher, daß die meisten es selbst gar nicht wissen. Wie viele Menschen an der Oberfläche sind schon Ärzte, Physiologen oder Techniker?“

„Deswegen braucht man uns hier so dringend“, warf ich ein. „Bert muß es dir gesagt haben.“

„Wer würde Bert noch ein Wort glauben?“ stieß Marie hervor — wir hatten das Geschriebene immer so gehalten, daß sie mitlesen konnte, auch wenn es nicht ausdrücklich für sie bestimmt war. Joey übernahm jetzt das Schreiben.

„Du solltest ihm glauben. Daß diese Menschen alles tun würden, um technisch ausgebildete Besucher hier unten festzuhalten, dürfte stimmen. Was ich in den letzten Wochen hier beobachten konnte, verleitet mich zu folgender Annahme: wenn an dieser Anlage hier nicht in naher Zukunft weitreichende Verbesserungen und Erneuerungen vorgenommen werden, dann müssen zwölf- bis fünfzehntausend Menschen an die Oberfläche auswandern und ihren Anteil an der Energieration der nächsten Jahrzehnte fordern.“

„Das wäre eine bodenlose Unverschämtheit!“ äußerte Marie

wütend. „Die haben hier jahrzehntelang Energie verschleudert, die dem Welt-Verbundnetz verlorenging. Sie sind nicht besser als die alten französischen Aristokraten, die den um Brot bettelnden Armen rieten, sie sollten Kuchen essen. Bloß wären die Adeligen zu stolz gewesen, die Jakobiner um Brosamen anzubetteln, nachdem ihr eigener Reichtum dahin war."

„Meine erste Reaktion war ähnlich", schrieb Joey gelassen weiter. „Ich ließ mich aus denselben Gründen unter Druck setzen wie Bert und du" — er nickte mir zu —, „ich wollte mich hier gründlich umsehen und dann an die Behörde einen Bericht schicken, auf Grund dessen man die Anlage in kürzester Zeit an die übrige Welt angeschlossen hätte.

Doch als ich genügend Daten für einen handfesten Bericht beisammen hatte, wurde mir klar, daß es zwecklos wäre. Die Behörde würde gar nichts unternehmen."

„Das behauptet Bert", warf ich ein. „Er sagt, solche Berichte hätte man schon vor Jahrzehnten unter den Tisch fallen lassen."

Joey schnappte sich die Tafel.

„Mir sind solche Berichte nicht bekannt. Aber Bert und ich haben wohl nicht dasselbe Material durchgesehen. Mein Standpunkt besagt, daß die Behörde gar nichts unternehmen kann."

„Warum nicht? Sieh doch, wie viel Energie hier verpraßt wird!" wandte Marie ein.

„Überleg doch mal, Mädchen. Hier wird nicht mehr Energie vergeudet als jene Menge, die an der Oberfläche von den natürlichen Pflanzen für die Photosynthese verbraucht wird — tatsächlich aber viel weniger. Es ist richtig, daß man die Energieerzeugung dieser Anlage durch die Bevölkerungszahl dividieren kann und auf eine Pro-Kopf-Ziffer kommt, die ein Vielfaches der normalen Pro-Kopf-Energieration beträgt. Der größte Teil dieser Energie wird jedoch zur Beleuchtung gebraucht. Wenn man nun die Beleuchtungsrate vermindert, senkt man die Rate der Photosynthese auf eine Stufe, auf der zuwenig Sauerstoff für die gegenwärtige Einwohnerzahl erzeugt würde. Vermindert man wiederum die Bevölkerungszahl, dann wird auch der jetzige lasche Betrieb, der mit Mühe aufrechterhalten wird, zusammenbrechen, und die Anlage wird Schluß machen müssen.

Man mag die vor mehreren Generationen getroffene Entscheidung der Vorfahren dieser Menschen kritisieren. Ich gebe zu, daß sie nach unseren heutigen Maßstäben unmoralisch war. Die Menschen hier unten tragen schwer an den Folgen, und sie zehren nicht vom planetarische n Versorgungsnetz.

Sie sind selbständig, wenn auch nicht in intellektueller Hinsicht. Ich sehe es als meine Pflicht an, hier zu bleiben. Ihr müßt nun eure Entscheidung allein treffen."

Marie sagte gar nichts. Sie dachte nach. Und als sie sich wieder zu Wort meldete, sah es ganz so aus, als hätte sie das Thema gewechselt.

„Warum hat Bert mich belogen? Nichts von dem, was ihr jetzt erklärt habt, hat eine Lüge nötig gemacht."

Joey reagierte mit einem Achselzucken.

„Keine Ahnung. Er hat mir ja nicht mal gesagt, daß du hier bist. Ich weiß nicht, was er sich dabei dachte."

Joeys und Maries Blicke konzentrierten sich auf mich. Das Mädchen sagte: „Du weißt es. Heraus damit."

Ich griff mir die Tafel, die Joey mir reichte und machte es kurz.

„Er log dich aus demselben Grund an wie ich.

Ihm war es einerlei, was du der Behörde berichtest.

Er wollte bloß verhindern, daß du erfährst, daß Joey noch am Leben ist. Er wollte, daß du an die Oberfläche zurückkehrst in der Meinung, Joey wäre nur mehr eine Erinnerung. Er wollte mi t dir gemeinsam zurück. Ich hätte es übrigens ebenso gemacht."

Joey nahm die Tafel, nachdem Marie gelesen hatte, löschte das Geschriebene und schrieb: „Danke, Kumpel." Das hielt er so, daß ich es sehen konnte, aber nicht Marie. Dann löschte er es schleunigst aus. Falls Marie es bemerkt hatte, verlor sie kein Wort darüber. Aber wahrscheinlich hatte sie nichts bemerkt, denn meine Mitteilung war ihr in die Glieder gefahren.

„Ich verstehe", sagte sie nach einem mindestens zwei Minuten dauernden Schweigen. „Dami t erscheint die ganze Sache in einem völlig anderen Licht. Er ist nicht so einfach zu durchschauen wie andere Menschen." Dann fuhr sie fort: „Joey, ich weiß, es ist deine persönliche Angelegenheit. Aber würdest du mir genau und wahrheitsgemäß sagen, warum du dich zum Hier bleiben entschlossen hast?"

Ein verneinendes Kopfschütteln war die Antwort.

„Und wie lange möchtest du bleiben?"

Wieder Verneinung.

„Betrachtest du dich noch als Beauftragter der Behörde?"

Noch immer keine Antwort. Ich war dabei ziemlich sicher, daß es Joey eigentlich gleichgültig war, ob Marie die Antwort auf diese Fragen erfuhr, besonders auf die erste. Doch gerade diese erste Frage wollte er ihr nicht selbst beantworten. Er war so nahe dran, ihr zu sagen, sie solle ihn endlich in Ruhe lassen, wie seine Natur es nur zuließ. Marie ist, wie ich schon mehrmals erklärt habe, gescheiter als ich, trotz ihres einen schwarzen Punktes.

Nach seiner dritten Verneinung sah sie ihn nachdenklich an. Dann wandte sie sich unvermittelt an mich.

„Bleibst du hier?“

Ich wußte es natürlich nicht. Mir blieb nichts übrig, als ihr die Gegenfrage zu stellen. Sie würde mir vielleicht unverblümter antworten, als Joey es ihr gegenüber getan hatte, aber ich war dafür gewappnet — das hoffte ich jedenfalls.

„Und du?“ schrieb ich. Da wurden wir von einer Druckwelle getroffen, die allerdings nicht allzu gewaltig ausfiel. Ich weiß nicht, ob sie mit der Faust auf etwas einhieb oder mit dem Fuß aufstampfte.

„Würdest du wohl dieses eine Mal eine Entscheidung selbst treffen?“ fragte sie wütend.

Das war ungerecht, natürlich. Ich bin sehr wohl imstande, Entscheidungen zu treffen, und das weiß Marie. Sie hatte es sogar zugegeben. Ich treffe jedoch höchst ungern Entscheidungen, wenn es mir an relevanten Informationen ma ngelt. Sie wußte genau, welche Information ich wollte und auch, daß sie eben dieselbe Information aus demselben Grund von Joey hatte haben wollen.

Ich unternahm den ehrlichen Versuch, ohne Rücksicht auf Marie zu einer Entscheidung zu gelangen und schaffte es nicht.

XXV

An der Oberfläche gibt es Sonne und Geräusche.

Bis vor kurzem hatte ich beides nicht richtig geschätzt. Sonne auf Bäumen und Seen, blauer Himmel, rote und orangefarbene Sonnenuntergänge.

Mädchenstimmen, Regentropfen, Gelächter, Scherze.

Hier unten hört man Herzklopfen, Maschinengesumme, das Klopfen und Hämmern verschiedener Aktivitäten, darüber hinaus aber Stille — keine Musik, keine Stimmen, nicht mal ein Zungenschnalzen oder Fingerschnippen.

An der Oberfläche herrscht Mangel. Jede Handlung wird von dem unterschwellig lauernden Bewußtsein gelenkt, daß damit ein Verbrauch an Energie verbunden ist, an Energie, die Leben bedeutet. Wenn jemand zufällig eine Energiezelle mindert oder ein Feuer anzündet, fühlt er sich so schuldig wie ein Mädchen aus der viktorianischen Zeit, das sich mit ihrem Anbeter zuviel herausgenommen hat. Die Tatsache, daß die Ehefrau in einem fünf Meilen entfernten Krankenhaus im Sterben liegt, ist ein Grenzfall für die Benutzung eines energiebetriebenen Fahrzeuges. Ein Flug, sei es in der Luft oder ins All, wird nur in direktem Zusammenhang mit Energiegewinnung oder Forschungsprogrammen überhaupt in Betracht gezogen.

Hier unten herrscht eine völlig andere Haltung, obwohl die Energieerzeugung pro Kopf nur um ein Geringes höher liegt. Niema nd fühlt sich getroffen oder ist gar neidisch, nur weil der andere mehr als den ihm zustehenden Anteil an Energie verbraucht.

Ich hatte es nicht fassen können, daß man in der Bibliothek die Leselampen sorglos brennen ließ und kein Mensch sich deswegen aufregte.

Und warum konnte es hier unten keine Musik geben? Ich hatte keine gehört, und Gesang war hier unmöglich. Aber mit Saiteninstrumenten ließ sich sicher etwas anfangen. Vielleicht mußte man sie ein wenig den Gegebenheiten anpassen, aber sie mußten eigentlich funktionieren. Zumindest die elektrischen. Und wenn es keine geeigneten gab, konnte ich ja welche entwickeln.

Und wenn es auch keine Mädchenstimmen gab, so gab es doch Mädchen. Ein sehr hübsches hielt sich nicht weit von mir entfernt auf und sah uns zu, als hätte sie eine Ahnung davon, was hier vorging.

Aber es war hier alles so anders. Würde ich mich hier ohne Energiebeschränkung wohl fühlen, nachdem ich mein Leben lang unter ihren Bedingungen gelebt hatte? Würde der Gedanke an den schwarzen, drückenden Ozean zwischen mir und allem, war mir lieb

war, nicht zu bedrohlich werden? Und wenn ich nicht blieb — würde der Gedanke an das, was ich hier unten hätte erreichen kö nnen, sich nicht zu oft zwischen mich und das normale Leben drängen?

Ich konnte es nicht entscheiden. Auch wenn ich versuchte, sämtliche persönlichen Faktoren — nicht nur die mit Marie zusammenhängenden, sondern alle, die im weitesten Sinn als selbstsüchtig zu bezeichnen waren — auszuschalten, schaffte ich es nicht.

Da war beispielsweise me ine Arbeit für die Behörde. Sie war nützlich, ja sogar wichtig, und sie befriedigte mich. Aber ich konnte auch hier unten nützliche Arbeit leisten, und sie würde mir fast sicher ebenso gefallen. Der Lohn bedeutete hier wie dort nicht viel. Reichtum im herkömmlichen Sinn war seit dem Beginn der Energierationierung bedeutungslos geworden, und hier unten hatte ich ebenfalls keine Anzeichen einer Plutokratie entdecken können. Obwohl ich zugeben muß, daß sie mir vielleicht entgangen waren — ich wußte ja so wenig über die Anlage.

Natürlich konnte ich mehr darüber in Erfahrung bringen. Keine Entscheidung war widerruflich. Das einzig Unwiderrufliche war bereits geschehen.

Mein Hustenreflex war für immer dahin, und ich würde beim Essen für den Rest me ines Lebens Vorsicht walten lassen müssen, egal wo ich mich aufhielt.

Vielleicht konnte ich hier bleiben, mir das Leben hier näher ansehen und später wieder nach oben gehen. Schließlich gab es keinen Grund, warum die zwei Welten nicht in Verbindung treten sollten. Ich sah auf und wollte schon eine Antwort für Marie aufschreiben, als meine Gedanken wieder zu arbeiten anfingen.

Würde es eine solche Verbindung jemals geben?

Joey hatte mehrere einleuc htende Gründe dafür angeführt, warum die Behörde das Wissen um diese Anlage nicht verbreiten würde, obwohl er sich nicht so ausgedrückt hatte.

Hier war ein Ort, an dem Energierationierung, obwohl mathematisch gerechtfertigt, keine Rolle im täglichen Leben spielte. Die Bevölkerung war, wie Marie gesagt hatte, ähnlich einer Gruppe französischer Aristokraten in einer Welt der Jakobiner.

Die allgemeine Moral verlangte eine strenge Einhaltung der Energierationierung, eine Haltung, die diesen Menschen fremd war, ja die sie vermutlich gar nicht begreifen würden.

Wenn hier nun zu viele Besucher aus der Oberflächenwelt kamen und sich die Kunde von den hiesigen Lebensgewohnheiten verbreitete, würde es Schwierigkeiten geben. Auch wenn die ganze Wahrheit

bekannt würde, was unwahrscheinlich war, würden viele Bewohner der Oberflächenwelt nach unten auswandern wollen oder für den Bau von weiteren Vulkan-Energie-Anlagen eintreten, damit endlich alle mehr bekämen. Das alte „Warumhatermehralsich“-Gefühl würde die Menschen nach dem modernen Äquivalent des Steins der Weisen rufen lassen, um ein Bild aus jenen Tagen zu gebrauchen, als Reichtum an Metall und nicht an Energie gemessen wurde.

Der Durchschnittsbürger würde imstande sein einzusehen, warum die Behörde das nicht tun konnte — nämlich mehr Kraftwerke zur Ausnutzung der gewaltigen Hitze im Erdinneren zu bauen. Ich möchte hier nicht als Zyniker auftreten, doch weiß ich, daß die Behörde eines niemals tun würde: Sie würde nie zulassen, daß die Energiebewirtschaftung abgeschafft wird.

Zynismus beiseite — sie hat recht damit. Die vor Jahrzehnten getroffene Entscheidung, daß Wasserstoff-Fusion die einzige echte Hoffnung der Menschheit darstelle, war mit Sicherheit richtig und vernünftig. Wir wissen inzwischen, daß die Lösung dieses Problems nicht allein von der technischen Bewältigung der Einzelheiten abhängt, wie man zunächst glaubte. Zu viele der beteiligten Faktoren sind von Natur aus von größter Instabilität, sofern ihnen nicht mindestens die Masse eines kleinen Sterns Einhalt gebietet. Daß wir sämtliche Probleme lösen werden, ist eine Sache des Glaubens. Wenn es uns glücken soll, müssen wir jegliche Anstrengung auf uns nehmen — und unser Bestes geben.

Und dieses Bemühen würde nachlassen, falls etwas einträte, das die Energienot hinausschiebt. Die Menschheit hat ihre Reserven so lange verschwendet, bis sie sich buchstäblich Aug’ in Aug’ mit der Katastrophe sah. Wenn nun plötzlich die reichlich vorhandene vulkanische Energie diese Bedrohung minderte, käme womöglich auch die Entwicklungsarbeit an der Wasserstoff-Fusion zum Stillstand.

Man würde vielleicht den Schein wahren und irgendwie weitermachen, in Wahrheit aber geschähe nichts mehr. Die Menschen sind von Natur aus nachlässig. Die tüchtigsten Kraftwerksingenieure lassen hinter sich die Lichter in den Arbeitsräumen brennen, nur weil sie an der Quelle sitzen und Energie scheinbar unbeschränkt zur Verfügung haben.

Und wenn man in Betracht zieht, was die Behörde manchmal gegen diese Haltung unternehmen muß!

Ich rechnete lieber nicht mehr mit der Möglichkeit, daß man mich später wieder nach oben ließ, wenn ich vorerst hier bleiben wollte, oder umgekehrt. Ich tat gut daran, meine jetzige Entscheidung, wie immer sie aussehen würde, als unwiderruflich anzusehen.

Und diese Überlegung machte mir die Entscheidung nicht leichter, ganz abgesehen von den moralischen und

politischphilosophischen Aspekten.

Bestand überhaupt eine Chance, daß die Behörde diese Anlage in das Energienetz und damit in die Zivilisation einbeziehen würde?

Nein. Allein der Prozeß des Einbeziehens und Verbindens wäre nicht praktikabel. Jahrze hnte würden vergehen müssen, ehe sich die Energieinvestition dieser Verbindung bezahlt machen würde, selbst wenn die hier unten Lebenden sich der Rationierung anschlössen. Vermutlich würde es sich niemals bezahlt machen.

Daraus folgte also, daß die Transponder, die ich mit so viel Mühe ausgesetzt hatte, vergebliche Li ebesmühe bedeuteten.

Sollte ich hier unten bleiben oder nicht? Wollte ich hier leben oder oben unter der Sonne? Ich wußte es noch immer nicht.

Ich war immer noch geneigt, die Entscheidung von Marie abhängig zu machen, aber Marie ließ über ihre Pläne nichts verlauten.

Bert war nicht mehr im Rennen — von Maries Warte aus war er gar nicht gestartet. Man möchte annehmen, sie hätte endlich gemerkt, daß sie bei Joey keine Chancen hatte. Warum half sie mir nicht wenigstens mit einer kleinen Andeutung weiter?

Sie tat es. Sie hatte es offenbar satt, auf meine Antwort zu warten, die ich nicht geben konnte.

Zunächst hatte man den Eindruck, sie hätte wieder einmal das Thema gewechselt.

„Was Bert wohl machen wird? Wird er hier bleiben oder nach oben gehen?“ fragte sie.

Ich war heilfroh, daß ich unbeantwortbare Fragen im Moment links liegen lassen konnte.

„Er war bereits ein ganzes Jahr hier unten, ehe all das passierte“, sagte ich. „Ich glaube nicht, daß die letzten Minuten bei ihm eine Meinungsänderung bewirkten. Eher glaube ich, daß er jetzt noch weniger Ursache hat, nach oben zu gehen.“ Dabei warf ich Joey einen fragenden Blick zu. Er las mit, reagierte wie üblich mit einem Achselzucken und nickte sodann. Maries Antwort erwies sich als der reinste Augenöffner.

„Das möchte ich gar nicht sagen“, meinte sie.

„Einer von euch beiden soll ihm ausrichten, daß ich verstanden habe. Ich möchte nicht, daß er nach all dem unglücklich ist.“

Ich sah Joey an. Und er sah mich an und zog die vom Boot aus nicht sichtbare Braue hoch. Keinem von uns war vorher klar gewesen, daß Verzeihen weniger vom „Was“ als vom „Warum“ abhängen könnte.

Ich schrieb weiter: „Wenn es dein Wille ist, werde ich es ihm sagen. Ich werde hier unten bleiben, weil ich Joey helfen möchte. Ich

werde Bert oft begegnen. Da ich ebenso sprachbegabt bin wie er, werde ich hoffentlich eine Lösung zum Entwirren dieser gräßlichen Art der Verständigung finden.“

Eine Bemerkung über eventuelle interessante Sprachlehrerinnen verkniff ich mir lieber. Wenn Marie aus purer Eifersucht ihren Entschluß umstieß, würde ich nie wieder Entscheidungen treffen können. Und meine jetzige Entscheidung befriedigte mich zu sehr, als daß ich sie nach der vorangegangenen Unsicherheit wieder über Bord geworfen hätte…

ENDE